M. o 2/3 a

F. H.

Gy.

Gynäologie.

Fünftes Supplement oder XVIII. Bändchen.

JH

Berlin 1801.

Bey dem Verfasser.

Vorbericht.

Es ist eine sehr alte Bemerkung, daß man sich um dasjenige am wenigsten bekümmert, was man täglich vor Augen hat. Gewöhnlich ist daher auch die Natur und Verfertigung derjenigen Sachen, die unentbehrlich sind, und auf die man grade darum nicht achtet, weil man sie jeden Augenblick gebraucht, am unbekanntesten. Ich befand mich neulich in einer Gesellschaft, wo der Zufall

das Gespräch auf die Verfertigung der Nadeln führte. Obgleich mehrere Damen zugegen waren, bei welchen man Erziehung und Unterricht voraussetzen durfte, so war doch keine einzige unter ihnen, die jemals einen Blick in die Werkstatt eines Nadlers gethan, oder nur etwas über die Verfertigung der Nadeln gelesen haben mochte; denn alle sahen sich einander an und waren stumm. So mag es mit unendlich vielen andern Gegenständen des Bedürfnisses, der Bequemlichkeit und des Vergnügens, der Fall seyn. Und doch ist es angenehm und nützlich, ja oft sehr nothwendig, von dergleichen Dingen etwas mehr als

ihren bloßen Namen und Gebrauch zu wissen. Um den natürlichen Werth einer Sache zu schätzen, und ihre Güte und zweckmäßige Brauchbarkeit bestimmen und nach dem Kaufpreise beurtheilen zu können, ist es allerdings unentbehrlich, sowohl die rohen Stoffe der Kunst- und Handwerksprodukte, als auch die Art zu kennen, auf welche dieselben, durch Zuthun des Menschen, bereitet, verändert und veredelt werden.

Eben so mangelhaft sind die gewöhnlichen Urtheile in Sachen des guten Geschmacks, auf den besonders das schöne Geschlecht, vermöge seiner

feinern Gefühls- und Empfindungswerkzeuge, und seiner leichtern Empfänglichkeit für die Harmonie in den Verhältnissen der Dinge, einen sonst nicht ungerechten Anspruch macht. Man gehe nur einmal in eine Gemählde-Gallerie, oder in das Schauspiel, oder in eine Gesellschaft, wo man sich über das, was Schön seyn soll, unterhält, und man wird überall bemerken und hören, daß oft die entgegengesetzten Urtheile über einen und eben denselben Gegenstand ausgesprochen werden. So widersprechend können aber die Merkmale des Schönen nicht seyn, denn das, was wirklich Schön ist, muß in

einem jeden Menschen von Geschmack ein inniges, belebendes Wohlgefallen hervorbringen, muß von einem jeden dafür erkannt werden.

Der Verfasser schmeichelt sich daher, ein gutes Werk zu unternehmen, wenn er aus diesem Gebiete des Nützlichen und des Schönen eine abwechselnde Reihe von Aufsätzen für Damen liefert, die ihren Gesichtskreis über solche Gegenstände, die sie, wie die der Mode, beständig umgeben, oder die, wie z. B. das Schauspiel, die Tanzkunst ꝛc. zu ihrem Lieblingsvergnügen gehören, erweitern, aufhellen und berichtigen wollen. Er hat demnach das Ganze unter

zwei Abtheilungen gebracht; in der ersten wird die Natur- und Handelskunde eleganter Gegenstånde und modischer Bedůrfnisse beschrieben; in der zweiten werden die Grundsåtze zur Entdeckung und Beurtheilung des Schőnen und Nichtschőnen in dem Gebiete der menschlichen Kůnste, vorgetragen und an Beispiele erlåutert.

Der Inhalt

dieses Bändchens beschränkt sich auf die Erste Abtheilung: die Natur und Handelskunde eleganter Gegenstände und modischer Bedürfnisse. Sie enthält folgende Aufsätze:

	Seite
1. Der Federschmuck	1
Die Reiherfedern	2
Die Straußfedern	11
2. Der Juwelenschmuck	31
Der Diamant	37
Der Rubin	73
Der Sapphir	76
Der Smaragd	77
Der Chrysolith	78
Der Topas	79
Der Hyacinth und Amathyst	81
Der Chalcedon	83
Der Carniol	85

	Seite
Der Opal . .	86
Der Achat . .	91
Der Granat . .	95
Der Praser und Chrysopras .	99
Der Lasurstein . .	100
Der Turmalin . .	106
Die Perle . .	108
Perlenmutter . .	123
Künstliche Perlen . .	125
Die Korallen . .	131
Falsche Korallen . .	154
3. Flittern und Filigranarbeit .	156
4. Künstliche Blumen . .	159
5. Der Haarpuder . .	164
6. Die Schminke . .	171
7. Das Spinnen und das Spinnrad .	181
8. Die Leinwand . .	187
9. Batist, Kammertuch, Linon .	208
10. Der Zwirn . .	214

Erste

Erste Abtheilung.

Natur- und Handelskunde eleganter Gegenstände und modischer Bedürfnisse.

Eine fast über den ganzen Erdkreis eben so verbreitete als uralte Mode, ist unstreitig

der Federschmuck.

Von den ältesten Zeiten der Hebräer, Griechen und Römer, bis auf den heutigen Tag, dienten Federn zum Putz und zum Zeichen der Ehre. Federbüsche zierten den Helm und das Roß des Helden, und von den rohen

Kindern der Natur an, bis zu den verfeinten Zöglingen der Kunst, gehören noch jetzt, von Osten bis Westen, Federn zum festlichen Schmucke. Die Leichtigkeit, die seidenhafte Weiche, die elastische Biegsamkeit, die Fähigkeit, jede beliebige Farbe anzunehmen, und endlich der sanfte, bescheidene Glanz, sind die angenehmen Eigenschaften der Federn, welche den Geschmack unserer Damen gewonnen haben, und ihnen den ersten Rang in dem Tempel der Moden auf immer sichern; es sind aber auch zugleich Eigenschaften, die manche Züge des weiblichen Karakters sehr treffend — symbolisiren.

Zu dem schönsten und kostbarsten Federschmuck gehören die Reiher- und Straußfedern.

An Schönheit und Kostbarkeit übertreffen

die besten Reiherfedern alle übrige. Man kennt an achtzehn Arten von Reihern, welche in den Sitten und der Lebensart mit einander übereinkommen; die wenigsten gehören aber bei uns zu Hause. Sie sind aus der Familie der Sumpfvögel, und unter diesen mit den Storchen, Kranichen und Rohrdommeln am meisten verwandt. Sie haben wie diese sehr lange vierzehige, bis über das Knie hinauf nackte, Beine, einen langen Hals, einen langen, graden, spitzen und etwas zusammengedrückten Schnabel. Ihre Nahrung besteht in Fischen *), Fröschen und

*) Sie stehen vorzüglich des Nachts am Ufer oder vorn im niedrigen Wasser, und locken mit ihren glänzenden Füßen die Fische heran. Es ist ein merkwürdiger Instinkt, daß die kleinen Fischgen diesen ihren Feind nicht fliehen, vielmehr sich ihm nähern, und sich gern an seinen Füßen reiben und

andern Wasserthieren; daher wohnen sie an den Flüssen, vorzüglich gern auf Inseln und an Seen, und nisten auf den benachbarten Bäumen.

Der Pfauenreiher oder Königsvogel ist in West- und Süd-Afrika zu Hause. Er ist kleiner als der Storch, hat einen schönen, röthlich-gelben, aufrecht stehenden Federbusch auf dem Kopfe, und wie die Hühner, rothe Kehllappen. Die Numidische Jungfer in der Levante, von der Größe eines Storchs, mit einem nach hinten hangenden Federbusche auf dem Kopfe und hangendem Schwanze, und von aschgrauer und schwarzer

streichen. Daher bedienen sich auch die Fischer des im Wasser ausgekochten, und nachher abgeschöpften und mit Rinderblut und Semmelkrume zu einem Teig gekneteten Reiherfettes als eines vorzüglichen Köders zum Fischfang.

Farbe, ist in Afrika zu Hause. Der weisse Reiher in Ostindien, hat einen langen, weissen Federbusch. Der bunte Reiher, von der Größe einer Ente, mit weisser Brust, gelblichem Bauche, schwarzbraunem Rücken und aschfarbenen Flügeln und Schwanz, gehört zu den inländischen. Der gemeinste und bekannteste Reiher, der bei uns und überall auf der Erde angetroffen wird, ist der grüne Reiher. Er hat ziemlich die Größe des Kranichs; der Rücken sieht bläulich, der Bauch weiß aus, die Brust ist schwarz gefleckt. Bei dem Männchen hangen etliche schwarzbraune, lange Federn vom Kopfe in den Nacken herunter.

Die langen Büschel, welche bei einigen Arten am Nacken herunter hangen, bestehen meistens aus drei bis acht Zoll langen Enden,

die sie in der Mausezeit verlieren, welche sich durch ihre feine Bildung von allen andern Federn gar sehr unterscheiden. Sie haben nämlich eine schlanke Ribbe, welche von unten bis oben auf beiden Seiten mit kurzen, überall fast gleich langen, großen Bartfasern besetzt sind. Sie ähneln einem schmalen, oben zugespitzten, auf beiden Seiten zart zerfaserten Bande. Die Vögel können sie nach Belieben aus einander beugen, und dergestalt wieder auf einander legen, daß sie nur eine einfache Feder zu seyn scheinen, so wie es unser Wiedhopf mit seinem dickern Federbusche machen kann. Die Seltenheit solcher vollkommenen Reiherfedern macht ihren hohen Preis. Nur wenige Reiher haben diese Zierde, jeder pflegt nur drei zu haben, und diese können sehr leicht auf dem Körper der Vögel, da sie sich

bald in Sümpfen, bald auf Bäumen aufhalten, und noch leichter, wenn sie ihnen an solchen unsichern Orten ausfallen, beschädiget werden. Ueberdies sind diese Reiher in vielen Ländern gar nicht, in andern nur selten.

Man findet ganz schwarze, graue, die ins bläuliche spielen, ganz weisse und weisse mit schwarzen Spitzen.

In Europa werden die schwarzen am höchsten geschätzt. Ihre Schwärze ist so schön und vollkommen, daß sie der Federschmücker ungefärbt verarbeitet, ohne sie einmal durch Seifenwasser zu reinigen. In Frankreich nennt man sie le heron noir oder heron fin; ein Federbusch von mehr oder weniger Reiherfeden wurde sonst daselbst mit 1200 bis 6000 Livres bezahlt.

Nach den schwarzen sind die grauen am

theuersten. Die weissen, welche in Frankreich heron faux heissen, werden für die schlechtesten gehalten; aber die ganz weissen mit schwarzen Endspitzen, haben wegen ihrer Seltenheit den allerhöchsten Preis.

Die drei stolzen Federbüsche, welche der türkische Kaiser trägt, als dreifaches Zeichen seiner Herrschaft über das Konstantinopolische, Babylonische und Trapuzuntische Reich, und von welchen er Eine dem Großvezier zur Bestätigung seiner Würde, wenn er mit dem Heere zu Felde zieht, auf den Turban steckt, bestehen aus ganz schwarzen Reiherfedern, welche, wie der Reisebeschreiber Tavernier versichert, nur auf der Insel Kandia gefunden werden. Sind sie ganz fehlerlos, so sollen sie im Orient einen so hohen Werth haben, daß sie nie nach Europa geschickt werden.

Die grauen Reiherfedern leben auch in Deutschland, am meisten in dem mit vielen Fischereien, Landseen und Waldungen versehenen Preußen. Am Leventinsee in Ostpreußen wohnen diese Vögel haufenweise. Hier werden sie gesammelt, von dem Schmutze durch Besprengung mit Wasser und durch Bleichen an der Sonne, gereiniget.

In Rußland werden Reiherfedern in Astrachan gesammelt und von dort aus verschickt. Der große und kleine weisse Reiher findet sich besonders häufig am schwarzen und kaspischen Meere; seine Kopf- und Rückenfedern werden zu türkischen Turbanen, auf dem Theater und bei andern Gelegenheiten gebraucht; aber die Jagd dieser Vögel wird hier bei weitem nicht so benutzt, als es geschehen könnte.

Ganz weisse Federn, welche die Fran-

zosen Aigrettes nennen, sollen aus Asien oder Kairo, aus der Levante, aus Indien, von Isle de France und Bourbon nach Frankreich kommen. Auch um Ferrara in Italien werden diese Federn gesammelt, wo sie die Einwohner, welche sie finden, wie die Preußen den Bernstein, als Regalien abliefern müssen.

Indessen sind alle Nachrichten, die wir bis jetzt über die Arten und Abarten dieser Vögel, über ihr Vaterland und über den Handel haben, der mit ihren Federn getrieben wird u. s. w. noch zu unvollständig und unzuverlässig, als daß sich darüber mit Bestimmtheit etwas sagen ließe. — Außer den Federn auf dem Kopfe, benutzt man auch einige andere, von den Flügeln und deren Rändern, und verfertigt davon die Spitzen oder das Herz

der Federbüsche des Damenkopfputzes. Die drei Aigretten von Reiherfedern, wovon der deutsche Kaiser, der Großsultan, und ehemals der Großmogul eine besaß, sind weltberühmt. Im Handel werden die Reiherfedern in Bunden von einer bestimmten Anzahl verkauft, und ein solches Bund heißt in Frankreich Masse de heron.

Der nächste Rang nach den Reiherfedern gebührt denen des Straußes. Der Strauß ist, wie das Kameel unter den Quadrupeden, der Riese unter den Vögeln; dieser und anderer Aehnlichkeit wegen heißt er auch Kameelstrauß, Struthio camelus. Dieses merkwürdige Thier ist gewöhnlich sechs bis sieben Fuß hoch, und erreicht mit dem langen Kameelhalse eine Höhe von zehn Fuß. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, die Augen sind nicht

rund, wie bei andern Vögeln, sondern oval, wie beim Menschen; in den Augenliedern finden sich regelmäßige Wimpern. Seine kurze Flügel, die er im Laufen ausstreckt, dienen ihm zur Beförderung seiner außerordentlichen Schnelligkeit; fliegen kann er nicht. Am Ende jedes Flügels stehen zwei hornartige, über einen Zoll lange Stacheln, deren Gebrauch man nicht weiß. Brust und Hinterleib sind mit einer schwieligen Haut versehen, worauf er sich beim Liegen stützt. In den Beinen besitzt er eine große Kraft. Die Schenkel sind so stark wie Mannsschenkel. An jeden Fuß hat er zwei vorwärts gerichtete Zehen, und hinterwärts einen sehr kurzen Sprungknochen, der ihm anstatt des Hackens dient. Der Kopf, der obere Theil des Halses, die Schenkel, die mit den Flügeln bedeckten Seiten, sind nackt,

oder haben nur Fasern, welche den Haaren oder weisser Wolle ähnlicher sind, als den Federn. Eigentliche Pflaumen hat er nicht. An den Flügeln und an dem Schwanze sind die längsten Federn; kürzere bedecken den Rücken und den untern Theil des Halses. Seine Schwere beträgt an zwei Zentner.

Das Vaterland der Strauße sind die Wüsten in Afrika, Syrien, Arabien und auf Madagascar. Die zahlreichsten sind in der Landschaft Sahara, der größten Wüste auf dem ganzen Erdboden. Die Strauße lieben diese Einöden, wie alle große Thiere, gleichsam als ob sie die Herrschaft nicht mit den Menschen theilen wollten. Kaum begreift man, wie sie hier, wo nur wenige und magere Pflanzen wachsen, leben können, und doch nähren sie sich von Pflanzen und Saamen, Datteln und

dergleichen. Aus Freßbegierde verschlingen sie wohl Steine und Stücke Metalle, aber nicht, wie es der Wunderglaube übertreibt, glühendes Eisen. Zum Brüten bauen sie kein Nest, sondern legen ihre Eyer im Sand, jährlich an funfzig, von der Größe eines Kinderkopfs. Ihr Fleisch und ihre Eyer dienen den Einwohnern zur Speise, ihre Haut wird zu Leder verarbeitet, und ihre Haare zu groben Tüchern. Sie pflanzen sich als Hausthiere fort, und verschiedene afrikanische Völker unterhalten sie heerdenweise, wie wir die Hühner und Gänse. Sie lassen sich leicht zähmen und gewöhnen sich an das europäische Klima, selbst an den kalten Himmelsstrich, denn man hat in Petersburg einen gehegt. Zwei Menschen tragen sie mit Leichtigkeit im Laufe, und könnte man die Mittel, sie zu lenken und zu

regieren, ausfindig machen, so würden sie dem Menschen auch noch mit ihrer Geschwindigkeit dienen.

Den größten Vortheil geben uns ihre Schwanz- und Flügelfedern. Ihre angenehme Bildung, ihre Länge, ihr vorzüglicher Glanz und ihre Fähigkeit sich, wegen ihrer geringen Fettigkeit, leichter als andere reinigen und färben zu lassen, geben ihnen den hohen Werth. Ihre Länge und ihre Elastizität und Stärke machen sie zu Verarbeitungen geschickt, deren andere nicht fähig sind. Bei den Federn der andern Vögel greifen die Fasern des Barts in einander ein, und bilden die zusammenhängende Fahne, die an der einen Seite der Ribbe viel breiter als an der andern ist; aber am Strauße sind die Fasern, wie an den Reiherfedern, auf beiden Seiten gleich lang, ein-

zeln abgesondert und seidenhaft. Wegen dieses Umstandes, daß die Ribbe genau in der Mitte hinauf läuft, haben die alten Egyptier eine Straußfeder gemalt, wenn sie einen unpartheiischen Richter andeuten wollten.

Nach Europa kommen die Straußfedern aus Algier, Marokko, Tripolis, Tunis, Kahiro und Alexandrien, wohin sie aus dem Innern Afrikas durch Karawanen gebracht werden. Ehemals war Venedig der Marktplatz, woher diese Waare über ganz Europa verbreitet ward. Hernach ging sie meistentheils nach Marseille; aber in den neuesten Zeiten haben die zahlreichen Judenfamilien, welche in den afrikanischen Staaten leben, diesen Handel fast gänzlich an sich gezogen, und diese senden jetzt die meisten Federn ihren Glaubensgenossen zu Livorno, von denen sie nun fast alle Na-

tionen

tionen verschreiben. Den aus Marseille verschriebenen Federn sind gewöhnlich viele falsche untergemischt, welches bei denen aus Livorno weniger zu besorgen ist.

Wenn die Federn gut seyn sollen, so müssen sie entweder den noch lebenden oder kurz vorher getödteten Vögeln abgenommen werden; denn sonst werden sie leicht von den Motten angegriffen und erhalten sich nicht. Hiervon versichert sich der Aufkäufer dadurch, daß er untersucht, ob sich aus dem untern Theile der Spule ein blutiger Saft ausdrükken lasse, denn dieser fehlt den alten Federn, und denen, welche von selbst ausfallen, oder auf dem Körper abgestorben sind, imgleichen denen, welche den durch Krankheit oder Alter umgekommenen Thieren, ausgerissen sind.

Die Mauren jagen Strauße zu Pferde;

da sie aber schneller als Pferde laufen, so ist eine besondere Geschicklichkeit nöthig, um im Verfolgen des Vogels einen kürzeren Kreis zu beschreiben, und sie durch ununterbrochenes Laufen so zu ermüden, bis er ermattet niederfällt, oder seinen Kopf, als den schwächsten Theil seines Leibes, instinktmäßig in einem Strauche zu verbergen sucht, und alsdann mit Knüppeln, damit das Blut nicht die Federn verderbe, todtgeschlagen wird. Diejenigen Strauße, welche einige Völkerstämme in Sahara und um Algier heerdenweise unterhalten, werden, wie unsere Gänse, im Juni und Juli berupft.

Man unterscheidet im Handel die Federn der männlichen und weiblichen Vögel. Jene haben die schönste Weisse, sind größer, breiter, reicher an seidenhaften Fasern, und in

jedem Betracht vorzüglicher. Man macht daraus drei Sorten. Die erste besteht aus den Federn des Rückens und aus den Oberfedern der Flügel, welche alle deswegen weniger beschädiget sind, weil sie dem Reiben und der Abnutzung weniger ausgesetzt sind. Die andere Sorten machen die besten übrigen Flügelfedern aus, welche schon etwas beschädigt zu seyn pflegen, und zur dritten Sorte gehören die Endfedern der Flügel. Dann sind auch noch die Schwanzfedern, welche gleichfalls nach der Güte in drei Arten unterschieden werden.

Die weiblichen Federn haben immer eine grauere Farbe, welche ihren Werth vermindert. Die weissesten sind also die besten; noch schlechter als die grauen sind diejenigen, welche eine Mischung von grau und weiß haben;

diese werden von den Franzosen Bailloques genannt.

Die kleinern Deckfedern heißen uneigentlich Deckfedern, duvet; sie haben eine Länge von 4 bis zu 12, auch 15 Zoll. Sie sind bei den Hähnen beständig schwarz, und heißen in Marseille und bei den Federschmückern petit-noir; bei den Hennen sind sie bald dunkler, bald heller grau, und werden petit-gris genannt.

Jetzt hält man die Federn, welche aus Algier kommen, für die besten, und zwar vornehmlich deswegen, weil sie den lebenden Thieren ausgezogen sind; jedoch ist dies nur von den längsten zu verstehen; denn um petit-noir zu erhalten, muß der Vogel getödtet seyn. Nächst diesen schätzt man am höchsten diejenigen, welche aus Tunis, Alexandrien

und Madagascar verschrieben werden. Viel schlechter sollen die aus Senegal seyn. Die, welche Egypten verschickt, werden um ein Fünftel im Preise geringer gehalten, als diejenigen, welche aus der Barbarei, aus Saida und Aleppo ankommen. Am Senegal sollen die Mauren die Federn besser zu verwahren verstehen.

Die Araber oder Mauren verkaufen sie in Bündel; ein Bund soll aus 18 Stücken bestehen. Die Kaufleute klagen, daß sie gute und schlechte zusammenbinden. Die Europäer lesen sie sorgfältig aus, und machen daraus mancherlei Sorten, welche sie unter allerlei Namen zu sehr verschiedenen Preisen verkaufen. Die großen, feinen, weissen Federn verkaufen sie in Paketen von 50 Stück, oder wie man zu Marseille sagt, en masse; die an-

dern werden zu Hunderten, und die schlechten nach Pfunden verkauft. Vor mehrern Jahren waren folgende Preise in Frankreich festgesetzt:

Erste Sorte	100 Stück	400 Livres.		
Zweite	—	—	—	200 —
Dritte	—	—	—	100 —
Schwanzfedern	—	—		40 —
Kleine Federn	1 Pfund	15 — 40 Piaster.		

Schwarze Pflaumfedern.

Duvet noir, 1 Pfund 12 — 24 Livres.

Petit - noir gelten viermal mehr als Petit - gris.

Der Federschmücker oder Künstler, welcher die Federn verarbeitet, muß jede, so wie sie aus dem Bunde herausgenommen wird, auseinander legen, und durch Streichen und Drücken mit der Hand die Bartfasern von einander trennen und ordnen, wobei sich eini-

ge einer weichen Bürste bedienen. Alsdann werden sie an einem Faden gereihet, um sie im Seifenwasser von allem Schmutz reinigen zu können. Dieses muß nur eine Wärme haben, welche die Hand bequem leiden kann. Man hat stärkeres und schwächeres Seifenwasser, und bringt die aufgereiheten Federn nach und nach aus dem einen ins andere, bis endlich aller Schmutz durch vorsichtiges Reiben und Drücken weggebracht ist.

Um die Weisse zu erhöhen, zerreibt man die feinste gesiebte Kreide, welche oft in Kugeln, unter dem Namen blanc d'Espagne, verkauft wird, im heissen Wasser, und taucht den Faden mit den aufgereiheten Federn eine Viertelstunde hinein, rühret alles oft mit einem Stöckchen um, damit sich nicht die Kreide ganz zu Boden setze. Hernach werden sie

im Wasser abgespült und alsdann etwas gebläuet. Zu dieser Absicht färbt man Wasser dunkelblau mit Indigo, der, wie gewöhnlich, in ein Beutelchen gethan ist, und gießt davon so viel zu reinem Wasser, als zu dem erforderlichen bläulichen Schimmer nöthig zu seyn scheint. Darin werden die Federn eingetaucht, jedoch mit der Vorsicht, daß jedesmal nur Federn von einerlei Güte zusammen gefärbt werden.

Wenn sie gebläuet sind, werden sie geschwefelt, und dies geschieht so, wie seidene Strümpfe, Blonden und dergleichen geschwefelt werden. Hernach werden sie zum Trocknen in der Sonne oder neben einem Feuer aufgehängt; aber ehe sie gänzlich trocken sind, werden sie abgenommen. Einige werden zugleich über einander gelegt, mit der linken Hand

an der Spule gefaßt, auf einem ebenen Tisch gehalten und mit der rechten Hand geschlagen. Dadurch werden die Bartfasern getrennt und geordnet, welches bei gar zu trocknen Federn nicht ohne Schaden geschehen konnte.

Federn, welche auf diese Weise nicht weiß genug werden wollen, oder welche Flecke haben, müssen an der Luft gebleicht werden, nachdem sie vorher im Seifenwasser gewaschen und getrocknet worden. Alsdann wird jede Feder unten wie ein Zahnstocher zugeschnitten und einzeln auf einem Rasen oder auf einem mit Gras bewachsenen Platz mit diesem Ende so weitläuftig in die Erde gesteckt, daß sie die Luft durchstreichen kann. So werden sie der Wirkung der Luft, des Thaues und der Sonne 14 Tage ausgesetzt; hernach noch

einmal durch Seifenwasser gezogen, getrocknet und wie die übrigen bearbeitet. Inzwischen ist zu merken, daß die Federn durch das Bleichen gar zu sehr ausdorren, und eben deswegen an der Güte verlieren.

Den völlig geweiseten Federn giebt nun der Künstler die Bildung, welche ihre Schönheit erhöhet. Er löset sie von den Faden ab, woran sie gereihet sind; er streift sie einigemal durch die Hand, beschneidet mit der Scheere diejenigen, deren Bart beschädiget ist, und legt eine nach der andern einzeln vor sich auf eine starke Pappe, oder auf ein weiches Bret, woran sie die linke Hand mit der Spule festhält, und fährt alsdann mit einer stumpfen Glasscherbe einigemal über die Feder, von der Spule nach der Spitze zu, wodurch sie weich und sanfter wird. Dem Glase giebt

man gern die Form eines Quadranten, und stumpft den Rand so viel ab, daß er der Feder nichts schaden kann.

Um die Federn zu frisiren, wird jede einzeln am Spulende mit der linken Hand an den Rand eines Pults gehalten, damit die rechte den Bart jeder Seite einigemal zwischen einem Messer und den Fingern hindurch ziehen kann, wodurch die Fasern sich kräuseln und gleichsam Locken bilden. Das Messer gleicht einem spitzen Taschenmesser; der Stiel ist dick mit Bändern bewunden, damit er die Hand besser füllen und fester gehalten werden könne. Dies ist die Zurichtung der Federn, welche weiß sind, und weiß bleiben sollen.

Diejenigen, welche schwarz sind, sind selten so dunkel und glänzend schwarz, daß sie ungefärbt gebraucht werden könnten. Die mei-

ssen sind mehr braun als schwarz, und müssen gefärbt werden. Dies geschieht mit Kampeche-Holz. Das Wasser, welches damit abgekocht ist, wird abgeklärt und noch einmal mit grünem Vitriol gekocht. In diese, noch etwas warme Brühe, werden die an Fäden gereiheten Federn gethan; sie werden mit einem Stöckchen umgerührt, und ein paar Tage darin gelassen. Sind sie schwarz genug, so müssen sie rein abgespült oder abgewaschen werden. Der Arbeiter läßt Potasche in Wasser kochen, klärt dies ab, zerläßt darin Seife, und wäscht in dieser Brühe, welche er oft erneuert, und nach und nach schwächer macht, die Federn so lange, bis sie das Wasser nicht mehr färben. Hernach erhalten sie ebenfalls die oben beschriebene Zurichtung der weissen Federn.

Die weissen nehmen niemals die beste Schwärze an, es wäre denn, daß man sie vom Hutmacher färben ließe; aber in dessen Kessel verbrennen sie leicht, oder verderben, dagegen nehmen sie leicht alle andere Farben an. Man gebraucht dazu folgende Pigmente. Das zu jedem Grade der Farbe nöthige Verhältniß der Theile, findet jeder Künstler leicht. Es ist jedoch zu merken, daß er wohl thut, wenn er die Feder lieber zu blaß als zu dunkel färbt. Denn im ersten Falle kann leicht durch wiederholte Eintauchung geholfen werden, aber im letzten Falle müßte die Farbe durch Seifenwasser vermindert werden, wodurch sie viel an Schönheit verliert. Auch ist zu merken, daß es besser ist, kalte oder wenig erwärmte Farbenbrühe zu gebrauchen, als sehr heisse, weil letztere die Schönheit vermindert.

Die schönste Rosenröthe giebt Saflor. Seine gelbe Farbe muß vorher mit Wasser fein ausgewaschen werden, alsdann wird er mit Potasche und Wasser geknetet, worauf die braune Brühe durch ein Leinen ausgepreßt und mit Zitronensaft zur angenehmsten Röthe erhoben wird. Eine andere Röthe entsteht, wenn die Federn erst in Alaunwasser und hernach in heisser Brühe von Brasilienholz einige Stunden gehalten werden. Soll es Karmoisin werden, so werden die Federn hernach durch Wasser gezogen, worin Orseille abgekocht ist. Soll die Farbe Prune de Monsieur werden, so zieht man sie durch eine Auflösung von Potasche.

Das schönste Himmelblau wird durch die Auflösung des Indigo in Vitriolöl erhalten. Um grün zu färben, wird Kurkume oder

Wau abgekocht, und in das gelbe abgeklärte Wasser werden einige Tropfen der oben genannten Indigoauflösung gethan. Lila entsteht, wenn die Federn in ein Absud von Orseille und hernach in eine Auflösung von Potasche getaucht werden. Gelb giebt ein Absud von Wau, worauf sie durch Alaunwasser gezogen werden. Eine schwarze Brühe giebt grau oder Bou de Paris. Orange entsteht durch ein Absud von Orlean und Potasche. Man läßt diese Brühe fast kalt werden, und taucht alsdann die Federn einigemal ein.

Zerbrochene Straußfedern und Abgänge gebraucht der Federschmücker zu den sogenannten Esprits und zusammengesetzten Federn. Auch weiß er sie durch das Spalten des Kiels und Besetzung desselben mit elastischem Drath,

schwankender zu machen, und ihnen überhaupt hundert schöne Formen zu geben.

Der Juwelenschmuck.

Unter Juwelen versteht man nicht allein die Edelsteine und Perlen überhaupt, und besonders die geschliffene Steine, sondern auch die damit besetzten Kleinodien und Geschmeide.

Die Schönheit an Glanz und Farben, die Härte und Schwere, wodurch die Edelsteine alle übrigen Steine übertreffen, die spürliche Seltenheit, mit welcher sie die Natur hervorbringt, hat denselben in den Augen der Menschen einen so hohen Werth gegeben, daß sie den ersten Rang unter allen Erzeugnissen der Erde behaupten, und selbst dem Gold und Silber weit vorgezogen werden.

Die

Die eigentlichen Geburtsörter der Edelsteine sind Berge und Felsen, wo sie vermuthlich auf ähnliche Art, wie die Kristalle und Kiesel, gebildet werden. Die, welche man in der Ebene und in Flüssen einzeln findet, sind durch Wasserfluthen aus den Bergklüften losgerissen, und dahin geschwemmt worden. Die meisten von diesen werden für vollkommner und reifer gehalten, als jene, welche man aus den Bergen selbst bricht. Indeß sind sie doch alle mehr oder weniger unrein, unförmlich und zum Theil mit einer Kruste von gemeiner Berg- oder Steinart, dem Muttergestein, umgeben. Von der gröbsten Unreinigkeit werden sie dann auf der Stelle befreiet; allein den Glanz und die Form giebt man ihnen nachher durch Schleifen.

Die Kunst, Steine zu schleifen, ist nicht

so alt als die Kunst, Figuren in die Edelsteine einzugraben. Das Bedürfniß der Siegel ließ die Hohlgravirung sehr frühe erfinden. Schon Juda, Jakobs Sohn, hatte einen Siegelring, und Moses redet von dem Siegelring des Pharao. Eben darum ist auch die Kunst, vertiefte Figuren einzuschneiden, weit älter als die, erhabene Figuren einzugraben. Vertieft geschnittene Steine heißen Intaglios, erhaben geschnittene werden Kameen genannt.

Die Kunst, Edelsteine zu schleifen und zu schneiden, wurde in den Morgenländern erfunden; die Egyptier sind das älteste Volk, das sich damit abgab; aber alle ihre Steine sind nicht erhaben, sondern hohl gegraben. Von ihnen kam die Steinschneidekunst zu den Israeliten, Hetruriern, Griechen und Römern; die beiden letztern brachten es darin am weitesten,

und die Griechen waren die ersten, die erhabene Figuren auf Steine schnitten, und diese Kunst sehr hoch schätzten. Sie enthielten theils die Bildnisse, Geschichten und Thaten ihrer Götter und anderer berühmten Männer, theils mancherlei religiöse und weltliche Gebräuche. Man faßte sie entweder in Ringe und trug sie an den Fingern blos zum Schmuck, oder man brauchte sie zu Siegeln, oder besetzte kostbare Gefäße damit. Von diesen geschnittenen Steinen ist eine ziemlich große Anzahl auf unsere Zeiten gekommen, und man hat ansehnliche Sammlungen, besonders in Italien, angelegt. Die vornehmste unter allen bekannten Sammlungen ist die, welche sich ehemals in dem Antikentempel im Garten von Sanssouci bei Potsdam befand, jetzt aber im Naturalien- und

Kunstkabinet im Schlosse zu Berlin gesehen wird. Sie besteht aus 3444 der schönsten und ältesten geschnittenen Steine. Unsere neuere Steinschneider eifern den alten mit glücklichem Erfolge nach.

Nach dieser kleinen Abschweifung komme ich auf die Edelsteine als Schmuck zurück. Die ächten Edelsteine werden vorzüglich in Hinterindien, Vorderindien, auf den ostindischen Inseln, und in Amerika gefunden. Sie werden gewöhnlich in vollkommne oder ganz edle (Gemmen), und in Halbedelsteine eingetheilt. Zu jenen rechnet man die ganz durchsichtigen, zu diesen die halb durchsichtigen und undurchsichtigen. Indeß ist dies kein allgemeines und wesentliches Kennzeichen, weil man oft durchsichtige und undurchsichtige Steine von Einer Art findet. Man weiset

ihnen ungefähr folgende Rangordnung an: der Diamant, der Rubin, der Sapphir, der Topas, der Smaragd, der Amathyst, der Granat, der Hyacint, der Beryll, der Chrysolith, der Karneol, der Chalcedon, der Achat, der Opal, der Onyx, der Sardonyx, der Lasurstein, der Turmalin. Es findet aber hierbei noch viel willkührliches Statt.

Man zählte sonst alle Edelsteine zu den Kieselarten, weil sie mit denselben die äußern und innern Kennzeichen gemein zu haben scheinen. Nach einer genauern chemischen Untersuchung hat man aber gefunden, daß der Diamant aus einer eigenen, von der Kieselerde verschiedenen, Grunderde besteht, und also in dieser Hinsicht von den übrigen Edelsteinen getrennt werden muß.

Unter allen Edelsteinen ist der Diamant

der schönste, härteste und durchsichtigste; er ist in jeder Rücksicht einer der merkwürdigsten, wunderbarsten, so wie der kostbarste Körper in der Natur. Man findet ihn theils blaß tingirt, fast in allen Farben, theils farbenlos, und dann gleicht er dem reinsten Kristall oder einem hellen Thautropfen; daher nennt man auch seine Durchsichtigkeit das Wasser, seine Eigenschaft aber, das Licht sehr stark zu brechen, oder den Glanz, womit er alle Farben zurückwirft, das Feuer. Er ist der härteste aller bekannten Körper, der von keiner Feile angegriffen wird, hingegen alle andere Edelsteine ritzt, und am Stahl Funken giebt. Er zieht leicht und fest Lichtstoff an: wird er den Sonnenstrahlen ausgesetzt, electrisirt, oder auch nur erwärmt, so leuchtet er eine Zeit nachher im Dunkeln. Man findet ihn

gewöhnlich krystallisirt, und zwar mehrentheils mit acht gleichen, dreiseitigen Flächen und abgestumpften Kanten, zuweilen aber auch in runden, stumpfeckigen Körnern. Sein Gefüge ist blättrich, und der Durchgang der Blätter richtet sich allemal nach den acht Seiten, und läßt sich nur nach diesen Richtungen spalten oder klöven. Die Bestandtheile sind eine eigne Grunderde, der man den Namen Edelerde gegeben hat, und ein trennbares Wesen. Die Edelerde unterscheidet sich von der Kieselerde dadurch, daß sie sich nicht in Flußspathsäure auflösen läßt, und mit dem mineralischen Laugensalze nicht zu einem durchsichtigen Glase schmilzt. In einer Hitze, die etwas größer ist, als worin das Silber schmilzt, verfliegt er ohne Rückstand, und bringt sogar eine kleine gelbliche Flamme hervor, und es

bildet sich kohlensaures Gas; wird er aber mit Kohlenstaub umgeben, und gegen den Zutritt der Luft verwahrt, so bleibt er im stärksten Feuer, unverändert. Den ersten Beweis von der Zerstöhrbarkeit des Diamants im Feuer erhielt man durch die Versuche, welche der Großherzog von Toskana, Cosmus III, in den Jahren 1694 und 1695 anstellen ließ. Eben dies erfuhr Kaiser Franz I, als er auf den Gedanken kam, mehrere kleine Diamanten zu Einem großen zusammen zu schmelzen. Er bediente sich dabei nicht des Brennspiegels, wie jener, sondern des Ofenfeuers, und doch verzehrten sie sich. Blos der erste Versuch kostete ihm 6000 Gulden. In der Folge sind dergleichen Versuche öfters wiederholt und bestätigt worden.

Die schönsten Diamanten werden in Ost-

indien, vornehmlich in Galkonda, Visapur, Bisnagar, Decan, Borneo und in Amerika gefunden, wo die Portugiesen im Anfange dieses Jahrhunderts sehr ergiebige Diamantgruben in Brasilien entdeckt haben. Man bricht sie theils in Berg- und Felsklüften, theils findet man sie an Flüssen und im Sande. Die Gewinnung derselben ist außerordentlich mühsam, sowohl wegen ihrer Seltenheit, als auch weil sie wegen der äußern Rinde von der gemeinen Erd- und Steinart, worin sie liegen, schwer zu unterscheiden sind. Die Distrikte, wo sie gefunden werden, sind gemeiniglich Privatleuten, gegen eine gewisse Abgabe an den Landesherren, überlassen, oft behält sich dieser auch die größten selbst vor. Nachdem sie von ihrer Rinde befreiet worden sind, so werden sie von den Indianern entwe-

der geschliffen oder auch roh verkauft; die geschliffenen sind aber mehrentheils schlecht und fehlerhaft bearbeitet. Für Europa wird der erste Einkauf hauptsächlich von den ostindischen Kompagnien in Holland und England betrieben, welche sie sodann an die Juweliere und Juden verkaufen. Jetzt versorgt aber Portugall die Europäer mit brasilianischen Diamanten reichlich. Damit jedoch der Preis nicht so schnell fällt, so läßt der Hof nur immer einen kleinen Theil davon verkaufen, und hält die übrigen zurück. Bei diesem Handel bestimmt die Güte, die Farbe und die Größe den Preis des Steins.

Er ist gut, wenn er keine Flecke und Risse hat.

In Ansehung der Farbe werden im Allgemeinen die gefärbten weniger geschätzt als die

ganz wasserhellen, ungefärbten; jedoch zieht man die mit seltnen Farben, besonders die grünen, den ungefärbten noch vor. Gelbe und blaue sind gemein. Die rosenrothen gehören schon zu den seltenen. Wenn der Käufer sich von der Güte und Beschaffenheit des Steins unterrichtet hat, so wird der Preis desselben auf folgende Weise festgesetzt. Man nimmt an, daß der Stein nur ein Gran schwer sey, und vereinigt sich darüber, was ein Gran gelten solle; z. B. 5 oder 8 Thaler. Hierauf wiegt man den Stein und multiplicirt alsdann die Zahl der Grane erst durch sich selbst, und darnach das daraus enthaltene Produkt mit dem Preise des Grans, so findet man den Werth des Steins. Wenn z. B. der Gran zu 50 Thaler festgesetzt wäre, und der Stein wöge 5 Gran, so ist sein Preis 1250 Thaler.

Dies pflegt in Holland der Preis der rohen Diamanten zu seyn. Portugal verkauft den Karath im Durchschnitt für 13 Thaler. Geschliffen sind sie noch mehr als einmal so theuer. Von kleinen geschliffenen, deren mehrere auf einen Karath gehen, kostet das Karath 30 bis 50 Thaler. Bei dem Diamanten-Gewicht betragen 72 Karath Ein Loth.

Vor diesem wurden die Diamanten gesägt, jetzt aber geschieht das nicht mehr, sondern man spaltet sie, nach einer, vor ungefähr 30 Jahren erfundenen, Art. Die Spaltung geschieht vermittelst eines andern Diamants und eines Schlags, wodurch er in einer dem Auge unmerklichen Ritze zerspringt. Diese große, nur durch lange Uebung zu erlangende Kunst besteht darin, daß man die Ritze grade nach der Richtung seines Gewebes oder

seiner Blätter anlegt. Denn nach keiner andern Lage läßt er sich spalten.

Der größte jetzt lebende Künstler in Bearbeitung der Diamanten, ist Andreas Bemelmann in Amsterdam. Er hat eine Maschine erfunden, Diamanten in ganz dünne Blätter zu sägen, und wenn sie auch so dünne wie ein holländischer Schilling wären. Auch hat er die Kunst erfunden, die Diamanten, vermittelst einer Drillmaschine, zu durchbohren, welches ihm bis jetzt noch Niemand nachgemacht hat. Für den Großsultan hat er einen Diamant durchbohrt, der in Form eines halben Monds geschliffen war.

Der Diamant kann nur von einem Stein seiner Art bearbeitet werden. Sind die Diamanten gespalten, so glüht man sie, um sie von dem anklebenden Unrath zu befreien, in einem

eisernen Ofen. Hierauf folgt das Beschneiden, welches ihnen schon im Groben die Gestalt giebt, die sie hernach durch das Schleifen im Feinen erhalten sollen. Denn es würde viel Zeit erfordern, den Stein blos auf der Scheibe mit Diamantboord zu bilden. Dies geschieht weit schneller, wenn sich zwei Diamanten selbst an einander reiben, und dieses ist, was der Diamantschneider Beschneiden nennt.

Das Schleifen geschieht auf einer mit Diamantboord belegten Scheibe. Man reibt oder stößt in einem kleinen stählernen Mörser kleine und schlechte Diamanten zu feinem Pulver, macht es mit Genueseröl, dem feinsten Olivenöl, an, und trägt diesen sogenannten Diamantboord aus der Diamantschaale, einem kleinen Messingkelche, mit Pin-

sein auf die Scheibe. Die Scheibe ist von roh Eisen und mit stählernen Meisseln abgedreht. Sie wird durch ein Sternrad, das horizontal liegt, in Bewegung gesetzt. Den Diamant hält der Künstler in der Hand, und bewegt ihn unmerklich mittelst des Draths der kupfernen Hülse, auf welcher der Diamant in einem von Zinn und Blei gemischten Futter sitzt. Auf diese Art bietet sich immer eine neue, frische, glatte Stelle der umgehenden Scheibe dar. Eine solche Scheibe kann 30 Jahr aushalten. Zwei Diamanten von zwei oder drei Gran, können auf einer Scheibe in einem Tage fertig geschliffen werden.

Der Diamantschneider giebt dem rohen Steine verschiedene Gestalten, und verwandelt ihn, mit mehr oder weniger Flächen, in einen Brillant, Rosenstein, Tafelstein und

Dickstein. Dem Brillant gebührt unter den verarbeiteten Diamanten die erste Stelle, und er wird auch am höchsten geschätzt und am theuersten verkauft. Man kann sich seine künstliche Gestalt am füglichsten als zwei abgekürzte Kegel vorstellen, die an ihrer Grundfläche zusammengesetzt sind. Denjenigen Theil, welcher nach der Faßung sichtbar ist, nennt man die Krone oder Pavillon; den untern, welcher durch den Kasten ganz von aussen bedeckt ist, und welchen der Künstler insgemein etwas stärker macht, das Untertheil oder die Kulasse. Jedem Theil giebt das Schleifen kleine dreieckige Flächen oder Fasetten, die auf dem Stein in drei Reihen über einander liegen. Die unterste und oberste Spitze kürzt der Künstler ab; die horizontale Fläche wird die Tafel genannt, und diese ist

größer

größer als die horizontale Fläche des Unter-
theils, welche man Kalette nennt. Der
Brillant ist demnach ein solcher geschliffener
Stein, dessen Pavillon und Kulasse enger zu-
sammenlaufen, wo sich an den Pavillon eini-
ge Reihen eckiger Fasetten an eine größere,
und an der Kulasse einige eben solcher Fa-
setten, an eine um den fünften Theil kleinere
Horizontalfläche schließen. Auf einen guten
Brillant gehören 15 Fasetten, und alle diese
können angebracht werden auf Brillanten, die
so klein sind, daß 2000 auf 4 Grane, d. i.
auf einen Karath, gehen. Diejenige Arbeit,
welche den Brillant vollkommen macht, sind
die Queer- und Sternfasetten. Die,
welche an die Tafel stoßen, heißen Sternfa-
setten, und die andern, welche an die Ein-
fassung reichen, Queerfasetten. Diese Stücke

theilen die Tiefe der obern Seiten, von den Tafeln bis an die Einfassung, in gleiche Theile, und stoßen mitten in jeder Seite der Tafel und der Einfassung sowohl als in den Winkeln zusammen. Sie stellen also auf allen vier Seiten und Winkeln des Steins ordentliche Neigungen der Queer- und Sternfasetten gegen einander vor. Die drei wirklichen Fasetten, die auf dem untern Theil des Steins sind, und an die Einfassung stoßen, müssen um die Hälfte breiter als die obern, d. i. in dem natürlichen Verhältniß von 2 zu 3, seyn, damit sie auf den Theil der Zarge passen. Was die fernere Figur der Brillanten betrift, so giebt man ihnen eine viereckige, runde, längliche, oder eyförmige, birn- oder tropfenförmige und herzförmige Gestalt. Die birn- und tropfenförmigen Brillanten werden Pen-

deloques genannt, und es wurde ehedem ein kleines Loch durch ihr zugespitztes Ende gebort, dadurch man einen Drath zog, daß sie daran frei hängen konnten. Weil aber dergleichen Löcher leicht ausbrechen, so hat man in neuern Zeiten dieses Bohren unterlassen, und faßt solche Steine à jour oder in ordentliche Kasten. Wenn ein Stein unterwärts glatt ist, oberwärts aber die Fläche und Seiten des Brillanten hat, so nennt man ihn einen halben Brillant oder Brillanet. Solche Steine pflegen aus Rosetten oder andern glatten Steinen verfertigt zu werden, und dienen zum Betrug, wenn sie mit Kristall unterlegt sind. Weil ein Brillant nicht nur doppelt so schwer ist als ein Rosenstein von gleichem Durchschnitt, sondern auch noch einmal so viel Mühe und Arbeit zu schneiden erfor-

dert, so ist derselben Preis auch ungleich hö-
her, als der von Rosen.

Rosen, Rosendiamant, Rosenstein, Rautenstein, Rosette, Diamantrose, heißt ein Diamant *), der unten ganz flach und nur eine geschliffene, fasonirte Seite hat, dahingegen Brillanten oben und unten fassionirt sind. Die Fassetten liegen oben in einigen Reihen über einander, wovon die obersten in einer Spitze zusammenlaufen. Nach der Regel der Steinschneidekunst, werden zu einem Rosenstein 24 Fassetten erfordert. Er scheint seine Benennung davon erhalten zu haben,

*) Der Name Diamant scheint aus dem griechischen Worte Adamas hergeleitet zu seyn, welches so viel als unbezwinglich heißen soll, vielleicht weil die Alten glaubten, daß er weder durch Eisen, Hammer, noch durch eine andere Gewalt bezwungen werden könnte.

daß er einer nicht völlig aufgeblüheten Rose ähnlich sieht. Man hält dafür, daß die besten Rautensteine in Holland, so wie die besten Brillanten in England geschliffen werden. Die ganz kleinen, deren 100 bis 160 auf den Karath gehen, aber überaus mühsam zu schleifen, und daher, nach Verhältniß ihrer Größe, theurer als Brillanten sind, werden stückweise gehandelt, und deshalb Stückelrosen genannt. Wenn sie gut sind, pflegt das Stück 12 bis 16 Guld. zu gelten. Ueberhaupt schneidet man die Rosensteine theils rund, theils länglich, theils ey- oder birnförmig. Bei einem wohlgeschliffenen Rautenstein muß die Höhe desselben, von seiner Grundfläche bis zu der Spitze, die Hälfte des Durchmessers der Grundfläche betragen. Der Durchmesser der Spitze muß $\frac{2}{5}$ von dem Durchmesser der Grund-

fläche seyn; endlich die senkrechte Linie, von der Grundfläche bis zur Spitze, muß $\frac{3}{5}$ von der Höhe des Steins ausmachen. Hierauf werden die auf allen runden Rauten befindlichen Neigungen der Queer- und Sternfasetten gegen einander, durch die Rundisten, welche die Spitze ausmachen, in gleiche Theile getheilt. Die obern Winkel der Fasetten endigen sich an der äusersten Spitze, und die untern an der Grundfläche oder Einfassung. Obgleich die Rosendiamanten ein schönes Ansehen haben, so sind sie doch nicht mehr so beliebt, wie die Brillanten; daher werden viele derselben, wenn sie nur etwas die erforderliche Höhe haben, zu Brillanten verarbeitet; welche Umschaffung aber bisweilen schlecht ausfällt, weil man ihnen nicht gern so viel abnimmt, als nöthig wäre, wenn man vollkom-

mene Brillanten daraus machen will. Und soll das letztere geschehen, so ist großer Verlust dabei, indem die Steine ein Ansehnliches an Gewicht verlieren, und nur kleine Brillanten, in Betracht der vorigen Rosen, daraus geschnitten werden können. Weil aber dennoch so viel Rosen zu Brillanten umgearbeitet worden sind, so bekommt man jetziger Zeit wenig weisse und wohlgeschnittene Rosensteine zu sehen. Die mehresten, die noch vorkommen, sind entweder klein, fehlerhaft geschliffen oder von schlechter Farbe. Ueberhaupt wurde vormals, als man es in der Steinschleiferkunst noch nicht weit gebracht hatte, manch schöner roher Stein, aus welchem man jetzt einen Brillant schneiden würde, mit vieler Mühe und großen Kosten durchgeschnitten und zu Rosensteinen verarbeitet.

Tafelstein oder Tafeldiamant, heißt ein geschliffener Diamant, welcher oben und unten ganz glatt und flach ist, und oberwärts an jeder Seite nur eine Fassette hat. Halbgründige oder halbgrundirte Tafelsteine, als die zweite Art der Tafelsteine, haben unterwärts größere Tafeln als oberwärts. Weil diese Steine dünn und platt sind, und auch so wenig Fasseten haben, so ist ihr Glanz und Feuer sehr schwach, und ihr Werth niedrig. Man nahm ehemals Steine dazu, welche zu Dicksteinen zu dünn waren, und gab ihnen eine viereckige oder längliche Gestalt. Sie werden nun gar nicht mehr gemacht, außer wenn sie zu eingelegter Arbeit dienen sollen, und nicht gar dünne ist, wird sie lieber gestickt, und entweder zu kleinen Rosen oder zu Brillanten verarbeitet. Die Rosen- und Ta-

felsteine werden auch Dünnsteine genannt, weil sie in Betracht der andern platt und dünn sind.

Dickstein wird ein solcher Diamant genannt, der oben und unten eine Reihe Fassetten hat. Man kann sich denselben so vorstellen, als wenn zwei Tafelsteine mit ihren untern oder größern Flächen auf einander gesetzt wären. Er ist sehr leicht, auch dann, wenn er eingefaßt worden ist, von einem Tafelstein zu unterscheiden, weil seine untere Fläche in der obern zu sehen ist. Die Ursache seiner Benennung ist leicht zu errathen, denn gegen den Rosen- und Tafelstein ist er ungleich höher und dicker. Wenn ein roher Diamant seine natürliche, achtseitige, kristallinische Figur hat, so ist ein Dickstein sehr leicht daraus zu schneiden; denn wenn die acht Seiten

gehörig einander gleich geschliffen sind, dürfen nur die Spitzen abgenommen werden, daß oben und unten die Flächen entstehen, so ist der Dickstein fertig. Ein jeder Brillant muß, ehe ihn des Künstlers Hand vollkommen darstellt, zuvor als Dickstein geschliffen werden, und wenn ihm dann oben und unten die gehörigen Fassetten angesetzt worden, entsteht der Brillant. Die Dicksteine geben nur geringen Glanz, und ihre Spielung ist schwach. Sie sind daher sehr aus der Mode gekommen. Wenn es der Mühe verlohnt, werden sie, sofern sie nicht zu platt, unrein, oder von schlechter Farbe sind, zu Brillanten verarbeitet.

Außer den bisher beschriebenen Diamantformen, sieht man noch mancherlei andere Arten derselben, welche die Steinschleifer

nach ihrer Phantasie bilden, die aber größtentheils aus obigen Arten zusammengesetzt, und daher als Bastarten anzusehen sind. Ob sie gleich zum Theil keine eigene Namen haben, so will ich doch einige derselben, welche in mancher Rücksicht Beifall verdienen, und den Steinen ein lebhaftes Feuer geben, nicht unbemerkt lassen. Eine ist die, welche man füglich Rautenbrillanten nennen könnte, weil sie oberwärts aus lauter flachen Rauten oder vierseitigen Fassetten bestehen, unterwärts aber die eigentlichen Fassetten der Brillanten, oder lauter Querfasseten haben. Eine zweite Art ist oberwärts wie ein vollkommener Rosenstein, unterwärts aber mit Sternfasseten, welche spitzig zusammenalufen, geschnitten. Eine dritte besteht ober- oder unterwärts aus lauter Sternfassetten, welche

an beiden Theilen sich in eine Spitze enden. Eine vierte Art hat oben eine horizontale Fläche, und einige Reihen ganz gleichlaufender, gerader Fassetten, wovon sich aber die untersten an einander schließen. Geschieht dieses der Länge nach, so daß sie zwar eine längliche Schneide, aber keine Spitze ausmachen, so nennen solches die Diamantenschneider einen Eselsrücken. Endlich eine fünfte, hat oberwärts eine große Fläche, unterwärts aber Sternfassetten, welche sich in eine Spitze schließen.

Die farbigen Diamanten erhalten, ehe sie gefaßt oder in den mit den Zeigern justirten silbernen oder goldenen Kasten angesetzt werden, um ihnen den rechten Spiegel und die Farbe zu geben, eine glänzende und gefärbte Folie; hingegen ein weisser Diamant

bedarf, vor seiner Fassung, dergleichen Folie nicht, sondern der Juwelier schwärzt blos inwendig den Kasten. Der Diamant muß also, vermöge seines eignen Glanzes und Feuers, spielen. Die ganz weissen und vollkommen geschliffenen Brillanten werden auch jetzt so gefaßt, daß nichts unter dieselben gelegt wird, und der Kasten unten offen bleibt. Die Franzosen nennen dies à jour. Die Steine erhalten auf diese Art fast noch einen lebhaftern Glanz. Einige legen auf die Folie noch ein Stückchen Kristall, oder einen andern schlechten oder ungefärbten Stein; so stellt sich der Diamant schöner und größer dar, als er wirklich ist. Dieses heißt man Dublette. Der Stein gewinnt dadurch an Gewicht, und da es sich oft nicht leicht entdecken läßt, besonders bei den gefärbten, so ist es ein strafbarer Be-

trug, wenn dies nicht durch ein D in der Fassung angezeigt ist.

Es giebt auch falsche oder nachgemachte Diamanten. Sie sind entweder das Werk der Natur oder der Kunst. Zu den ersten gehören die böhmischen, die von Basso auf der Insel Cypern, die von Alenson, aus dem Medoclande, die Schaumburgischen, welche bei Honerode und in andern Gegenden der Grafschaft Schaumburg, in den dasigen Mergelgruben gefunden werden. Sie werden zu Kassel, Hanau und an andern Orten sauber geschliffen und zum Schmuck verarbeitet. — Die Kunst überhaupt, Edelsteine nachzumachen, ist in neuerer Zeit zu einer solchen Vollkommenheit gelangt, daß jetzt alle Arten derselben, den orientalischen Opal ausgenommen, durch sie dargestellt werden, und daß

dadurch der Werth der ächten Edelsteine einigermaßen vermindert worden ist. Man verfertigt unter dem Namen Pierre de Strass, in Frankreich einen Glasfluß, der aus weissen Quarzkieseln, Pottasche und Borax geschmolzen wird. Seit mehrern Jahren sieht man einen ähnlichen, eben so schönen Glasfluß im Handel, welcher sich aus Cayenne herschreibt, daher man die daraus geschliffenen Steine Pierres de Cayenne nennt. Diese und andere Compositionen gerathen oft so glücklich, daß nur ein sehr gut geübtes Auge die davon geschliffenen Steine, vornehmlich wenn sie gefaßt sind, von den ächten unterscheiden kann. Sie haben jedoch nicht das lebhafte Feuer, die spielenden Farben, den brennenden und in die Ferne strahlenden Glanz, wie die ächten. Der Kenner wird besonders auf ih-

ren Seiten oder Fasseten, und auf den Bruch etwas mattes und glashaftes leicht entdecken. Die sicherste Probe ist übrigens die Härte. Diese kann man entweder durch Schneiden in Glas, oder vermittelst einer englischen Feile, oder noch zuverlässiger auf der Scheibe der Steinschleifer prüfen. — Man schleift auch Kristall oben wie den Rosenstein, und belegt die untere Fläche mit Folie *); indeß kann man diesen Betrug leicht wahrnehmen, indem man auf dem Grund die Folie sieht. Eine andere Art den Diamant nachzuahmen, geschieht durch die oben bemerkten Dubletten. Man legt zwischen die falschen Steine von Kristall eine farbige Folie, oder man legt unter einem ächten Stein einen gefärbten oder ungefärb-

*) Diese Folie oder Unterlage-Tinktur, Diamant-Tinte, besteht aus einem von Mastix und Elfenbein gebrannten Pulver.

ten Kristall, oder einen Glasfluß, der mit Mastix angekittet ist.

Außer der Falschheit der Edelsteine, kommen noch andere Fehler in Betracht, die ihren Werth sehr verringern. Ein vollkommner Stein muß nicht allein eine regelmäßige Bildung haben, sondern er muß auch ganz rein und klar seyn. Die Juweliere theilen sie daher in Steine vom ersten, zweiten und dritten Wasser. Die guten Edelsteine müssen nach der Kunstsprache keine Asche oder Wolken, keinen Sand, keinen Staub, kein Stroh, keine Federn haben. Wolken heißt man die unreinen Flecken, welche in Gestalt einer zarten Wolken oder eines Schimmels sich in den Edelsteinen finden, und entweder von grauer oder weisser Farbe sind. Sie kommen am meisten in Diamanten und

blassen Rubinen vor, und an solchen Stellen bleiben sie immer matt. Sand heißt man die weissen, röthlichen oder bräunlichen Körner, welche im Diamant, Rubin u. a. zum Vorschein kommen; dem Ansehen nach gleichen sie eingesprenkten, zarten Sandkörnern. Die Flecke eines Steins, wo sie sich befinden, bleiben beim Poliren ebenfalls matt. Sind die Körner sehr klein, und häufig in dem Stein vertheilt, so heißt man sie Staub; die Franzosen nennen dieses Points, die größern Körner Gendarmes. Unter Stroh versteht man gelbliche Stellen. Federn sind nichts anders als Risse oder Spalten, welche bei allen Arten von Edelsteinen vorkommen können. Sie verursachen einen falschen und matten Schein.

Steine von großem Werth muß man nie

gefaßt, sondern immer ungefaßt kaufen, und sie alsdann mit einem guten Vergrößerungsglase genau betrachten. Haucht man die Steine an, so verlieren sie ihren Glanz auf einige Zeit, und das ungeblendete Auge kann ihre Fehler deutlicher ausspüren. Haucht man einen gut geschliffenen oder ächten Stein, gefaßt oder ungefaßt, und einen andern unächten oder weichen, zu gleicher Zeit an, so wird der ächte Stein eher wieder glänzend und hell werden, als der unächte, der wegen seiner nicht so reinen und festen Oberfläche, die Feuchtigkeit länger an sich hält. Auch kann man die Aechtheit der Steine durch einen Tropfen Scheidewasser, den man darauf fallen läßt, prüfen. Verändert er die Farbe, oder wird er an der Stelle, wo der Tropfen hingefallen ist, dunkler, so ist er unächt.

Zum reinigen der Edelsteine bedient man sich eines Pulvers, das aus 1 Loth Schwefel und 2 Loth Trippel besteht. Beides wird in einem Mörser gestoßen und auf einer Marmorplatte zu Staub gerieben. Man streut davon auf einem Leder, und reibt die Steine damit, und bürstet sie hernach vermittelst eines kleinen Bürstchens ab.

Daß die Alten die Kunst, Diamanten zu schleifen und zu poliren, schon verstanden haben, halten viele Gelehrte für unwahrscheinlich. Soviel weiß man mit Gewißheit, daß sie unter uns erst im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bekannt worden ist. Im vierzehnten Jahrhundert soll es schon Diamantpolirer in Nürnberg gegeben haben. Allein die eigentliche Kunst, diesen Stein zu schleifen und zu brillantiren, erfand

ein junger Edelmann aus Brügge in Flandern, mit Namen Berquen, welcher auch im Jahre 1475 zuerst den berühmten Diamant Karls des Kühnen von Burgund, geschliffen hat. Jetzt werden die meisten Diamanten in London, Amsterdam und Antwerpen geschliffen, welche Städte auch den vornehmsten Handel damit treiben. Späterhin fing man an, vermittelst Diamantenstifte, in den Diamant Figuren zu schneiden.

Der größte Diamant soll sich in dem Schatze des Königs von Portugal befinden. Es ist ein roher brasilianischer, welcher 1680 Karat wiegt, und auf 224 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird. Indeß bezweifeln Einige diese Angabe, und glauben, daß statt der Karate, Grane zu verstehen sind. Der Diamant, welcher sonst am Thron des großen

Moguls war, wog 879 Karat, und seinen Werth schlug man zu 6 Millionen Gulden an. Die Kaiserin von Rußland kaufte im Jahre 1772 einen Diamant von einen Armenianer, Namens Safrey, für 12 Tonnen Goldes und einer jährlichen Pension von 4000 Rubel. Er hat die Größe und beinahe auch die Form eines Taubeneyes, und wiegt 215 Karat. Der französische, welchen der Herzog von Orleans für den König von dem Engländer Pitt erhandelte, ist 137 Karat schwer, und kostet anderthalb Millionen Livres. Im Schatze des Kaisers zu Wien befindet sich ein Diamant von 139 Karat, den ehemals ein Großherzog von Florenz angekauft hatte.

Man braucht den Diamant bekanntlich größtentheils zum Schmuck; doch dient er auch zum Schleifen und Poliren anderer

Edelsteine und zum Schneiden des Glases. Ehemals schnitt man das Glas mit stählernen Stiften und glühendem Eisen; seit dem sechszehnten Jahrhundert ist aber der Diamdnt zu diesem Zweck im Gebrauch. Ein guter Diamant hält dabei 10 bis 15 Jahre aus.

In den neuern Zeiten hat man einen undurchsichtigen, mehrentheils kristallisirten Stein von grauer oder schwarzer Farbe entdeckt, welcher in einigen Stücken mit dem Diamant übereinkommt. Dieserhalb, und weil sein Gewebe spathartig ist, nannte man ihn Diamantspath. Er findet sich in China, Bombay und Indien in verschiedenen Bergen sehr reichlich, und ist so hart, daß man mit seinem Pulver die härtern Edelsteine, nicht aber den Diamant schleifen kann, wozu er auch in seinem Vaterlande benutzt wird. Er nimmt

einen schönen Glanz an; doch hat er wegen seiner blassen, grünlich-grauen und gräulich-weissen Farbe und Durchsichtigkeit, bei weitem das Feuer des Diamants nicht. Man könnte ihn gut zu Trauerjuwelen gebrauchen. Nach einer chemischen Untersuchung besteht er aus zwei Drittel Alaunerde und ein Drittel einer noch unbekannten Erde, auch etwas eingesprengten Eisentheilchen.

Ein anderer Stein, den man sonst für eine Abänderung des Diamants hielt, ist der Zirkon. Sieht man eine Partie von diesen Steinen beisammen, so haben dieselben das Ansehen schwach bunter Kieselkörner, die von bräunlich-grüner, bräunlich-gelber und ziemlich grauer Farbe zu seyn scheinen. Er wird in Zeilon gefunden. Seine Härte und Schwere ist sehr beträchtlich. Mit eben so viel

Unrecht geben ihn die meisten Naturforscher für eine Abart des Hyacinths aus. Er heißt im Französischen Jargon, womit man eine Mischung unbekannter oder verworrener Dinge anzeigt. Er enthält ebenfalls, nach Klaproth's Entdeckung, eine neue Grunderde.

Die mehresten farbigen Edelsteine gehören in das Tongeschlecht; denn die genaue Analyse von manchen hat gelehrt, daß sie aus bloßem Tone bestehen, der auf eine unbegreifliche Weise zu so ausnehmend harten, durchsichtigen, feurigen, edlen Steinarten verbunden ist. — Es ist überhaupt zu bemerken, daß die Farbe ein weit minder wesentliches, sondern mehr zufälliges, äusseres Kennzeichen der Edelsteine abgiebt, als ihr specifisches Gewicht, Bruch, ihre Härte und Kristallisation.

Der Rubin hat seinen Namen von dem

lateinischen Worte Rubinus, wodurch seine schöne rothe Farbe bezeichnet wird, und ist nächst dem Diamanten der härteste und kostbarste Edelstein. Gemeiniglich findet man ihn in achteckiger Gestalt kristallisirt, wie den Diamant. Er hat eine mehr hohe als dunkle karmosinrothe Farbe, mit verschiedenen Abänderungen, einen blättrigen, glänzenden Bruch, und eine sehr große Härte; doch greift ihn die englische Feile an, und er ist nicht so hart wie der Diamant, welchen er nicht schneidet, von welchem er aber geschnitten wird. Im Feuer ist er beständiger als der Diamant; es schmelzt ihn nur eine durch dephlogistisirte Luft erregte, und durchs Löthrohr geleitete Flamme. Mit Borax aber fließt er leicht. Er besteht aus Kieselerde, mit Thon, Kalk und etwas Eisen vermischt. Die ächten Rubine

kommen aus Indien, und insbesondere aus Pegu, Ava, Bisnagar, Kalekut, der Insel Zeilon, und aus Brasilien. Nach den Abänderungen in der Farbe, giebt man ihm verschiedene Namen. Der schönste hochrothe heißt Almandin oder Karfunkel, (von Carbo, weil er einer glühenden Kohle gleicht); der violettrothe, Spinell; der blaßrothe, Balas; und der rothgelbe, Rubicell; welcher am wenigsten geachtet wird. Am seltensten kommt er von lauchgrüner Farbe vor. Er wird brillantirt und als Edelstein zum Schmuck verarbeitet. Der Preis richtet sich, eben so wie bei andern Edelsteinen, nach der Schönheit und Größe. Ein schöner Rubin von 3½ Karat steht in einem höhern Werthe als ein Diamant von dem nehmlichen Gewichte. Im allgemeinen schätzt man einen Rubin von einem

Karat auf 8 Thaler, von 2 Karat 40, von 3 Karat 100, und von 10 Karat auf 1000 Thaler.

Der Sapphir soll seinen Namen von Saphar, einem ehemaligen Ort in dem glücklichen Arabien, haben. Er hat gleiches Vaterland mit dem vorigen, wird auch in Macedonien, am Archipel, in Böhmen bei der sogenannten Granatenschenke, und in Frankreich gefunden. Die Farbe ist himmelblau, bald höher, bald blässer; der ganz blaßblaue und fleckigte heißt Luchssapphir. Im Feuer verliert dieser Stein seine Farbe, daher er zuweilen gebrannt, geschliffen, und als Diamant verkauft wird. Uebrigens kömmt er an Härte dem Rubin sehr nahe. Man bezahlt 1 Karat mit 2 bis 3 Thaler; der Werth steigt aber

nach der Schwere und eben dem Verhältniß, wie bei dem Diamant und Rubin.

Der Smaragd. Sein Name soll aus dem Orient herstammen, und nach dem hebräischen und griechischen so viel heißen als leuchten oder glänzen. Er hat seine eigene Farbe, von welcher andere Körper, die solche mit ihm gemein haben, smaragdgrün genannt werden. Seine Farbe findet sich in allen Abstufungen. Er läuft von der grasgrünen, in die dunkel und hoch grasgrüne, durch die apfelgrüne, bis ins grünlichweisse über. An Gestalt gleicht er einer sechsseitigen, abgestumpften Säule. Er kommt jetzt gewöhnlich aus Peru und Brasilien. Vor Alters holte man ihn aus Egypten. Man findet ihn auch im uralschen Gebirge, in Taurien, Frankreich und Böhmen. Vormals stand er in viel

höherm Werthe und Ansehn, als heut zu Tage. Der Preis ist sehr ungleich, weil man bei ihm ganz vorzüglich auf Reinlichkeit der Farbe sieht. Ein Karat gilt 1 bis 2 Thaler, 2 Karat gelten 6, 3 Karat 10, 6 Karat 30, 10 Karat 150 Thaler.

Der Chrysolith. Dieses Wort heißt im Griechischen Goldstein. Er findet sich in Peru und Brasilien, in Zeilon und auch in Böhmen; und ist wie der vorige kristallisirt, in sechsseitigen Säulen, mit sechsseitigen Pyramiden. Die Farbe ist zeisiggrün oder goldgrün. Die schönsten werden aus Peru und Brasilien gebracht; geringere Sorten liefert Böhmen, Schlesien, Sachsen, Auvergne ꝛc. Sie sind nicht sehr beliebt; doch bezahlt man zuweilen einen Karat mit 10 bis 15 Thalern.

Der Aquamarin oder Beryl, ist

von einer meergrünen Farbe, welche ins Wasserblaue spielt. Eine Abänderung davon heißt Goldberyl, weil die grüne Farbe ins goldgelbe fällt. Die Kristallisation stellt sechsseitige, in die Länge abgestreifte, Säulen vor. Er wird in Rußland und auch im sächsischen Erzgebürge angetroffen, aber im Handel nicht sonderlich gesucht.

Der Topas. Sein Name soll von der im rothen Meere gelegenen Insel Topazos herstammen. Seine Hauptfarbe ist die weingelbe; von allen Stufen aus dem Weingelben geht er ins Gelblichweisse, aus diesem ins Grünlichweisse, bis ins Berggrüne über. Seine Kristallisation besteht aus zwei sechsseitigen Pyramiden. Es giebt aber auch Abweichungen von dieser Form, und oft findet man ihn in Flüssen als abgerundeten Kiesel. Er ist

spröde und nicht so hart und so schwer als der Sapphir. In Sachsen hat man sie in diesem Jahrhundert auf dem Schneckenberge bei Auerbach, im Bergamte Falkenstein, entdeckt, welche von dem Namen des Orts, Schneckentopase oder Schneckensteine heißen. Sie werden auch in Böhmen bei Zinnwald, in Kleinasien, in Pegu, Zeilon, Sibirien, in Brasilien und andern Orten gefunden. Ein Stein, der 2 Scrupel wiegt, wird ungefähr für 50 Thaler verkauft. Die neuern Naturforscher rechnen zu den Topasen eine Abänderung von blasser, berggrüner Farbe, unter der Benennung Aquamarin, und trennen diesen also von dem Beryl. — Der Topas wurde vor Zeiten häufiger als jetzt zum Schmuck verarbeitet. Die Diamanten haben denselben verdrängt; doch wird der orientalische weisse und der sächsische

weiß-

gebrannte zur Täuschung, anstatt des Diamanten, als Schmuck getragen.

Der Hyacinth hat gewöhnlich eine ponceaurothe, zuweilen ins safrangelbe, nelkenbraune und weisgelbe fallende Farbe. Er ist weicher als der Topas, und verliert im Feuer seine Farbe, daher ihn die Juwelierer öfters entfärben, und ihn statt eines gelblichen Diamanten verkaufen. Man trift ihn sowohl im Orient als Occident an, auch in Frankreich. Im Preise steht er meistentheils mit dem Crysolith gleich.

Der Amethyst. Die Alten eigneten demselben verschiedene Eigenschaften und Heilkräfte zu: er sollte der Trunkenheit widerstehen; sie nannten ihn daher Amethyst, welches im Griechischen so viel heißt, als: ich widerstehe der Trunkenheit, oder ich bin frei

von der Trunkenheit. Er wird zu den gefärbten Quarzkristallen gezählt, und findet sich am häufigsten in kristallinischer Gestalt, zuweilen auch kieselförmig. Die Farbe ist violettblau, oft ins Nelkenbraune und Grüne übergehend. Im Feuer verliert sie sich. Es giebt Orientalische und Occidentalische; die letztern sind nur ein wenig härter als Kristall, werden auch von der Feile angegriffen; die erstern aber kommen an Härte dem Rubin nahe, und stehen in viel höherm Werthe. Man bezahlt einen Karat mit 4 Thaler. Von den Occidentalischen, welche in Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Sachsen, Schlesien, Frankreich, Italien und andern Orten, in ziemlich großen Stücken, brechen, verfertigt man allerlei Gefäße, Dosen, Stockknöpfe u. s. w. Eine Abänderung mit hochrothen Punkten und Streifen, heißt Haar-

Amethyst. Diese Streifen, welche feinen Haaren ähnlich sehen, sollen von eingesprengtem Braunstein herrühren, so wie die Farbe des Amethysts überhaupt von Eisentheilchen. Er wird häufig in Achatkugeln angetroffen, z. B. im Zweibrückischen, in der Grafschaft Glaz u. s. w.

Der Chalcedon. So heißt er von seinem ersten Findort, der ehemaligen Stadt Chalcedon in Klein-Asien. Er ist milchblau, wolkig, weiß oder grau, mit Schattirungen von andern Farben, und mehrentheils halb durchsichtig. Die seltensten Chalcedone sind die bräunlich-schwarzen und schwärzlich-braunen, welche mit milch- oder bläulich-weissen Ringen, Zirkeln und Streifen abwechseln. Man findet ihn vorzüglich schön in Island und den Färroer-Inseln, auch in der Pfalz, im Zwei-

brückischen, in Sachsen und Schlesien. Weiß und undurchsichtig heißt er Cachalong; dendritisch, d. i. mit baumförmigen Zeichnungen u. d. gl., wird er Moccastein, Dendrachat, Baumstein genannt. Zuweilen enthalten die Chalcedone inwendig klares Wasser eingeschlossen, und sind durchsichtig; alsdann heißen sie Hidrophane. Eine Abänderung des Chalcedons soll der Onyx seyn, welcher gewöhnlich die Farbe der Nägel an den Fingern hat, daher auch der Name. Oft ist er dunkelbraun und schwarzblau, mit milchweissen Streifen, und dann heißt er insbesondere Camahuya, wovon man das Wort Camee oder Kamee ableitet. Der Chalcedon nimmt eine sehr gute Politur an. Im Orient wird der rothe vorzüglich geschätzt, und die Alten schnitten Bildnisse, Figuren u. dgl. in

denselben. Es giebt Stücke von der Größe, daß man Dosen und noch größere Gefäße daraus machen kann; dergleichen auch aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, z. B. das Mantuanische Gefäß, welches zu Braunschweig aufbewahrt wird, das Basrelief mit dem Jupiter Stator und der Pallas in Gotha. Die feine, ölichte Politur, welche die Alten diesen Steinen so meisterhaft zu geben verstanden, unterscheidet sie von den modernen.

Der Carniol, ist von verschiedenen Schattirungen von Roth, und so ist er auch von verschiedenen Graden der Durchsichtigkeit und Härte. Der schönste kommt aus Arabien; sonst wird er auch in den Zweibrückischen Achatbrüchen von ziemlicher Güte gefunden. Die Alten nannten ihn Sarda, Sarder, und die Künstler verarbeiteten ihn gern zu

Petschiersteinen. Ein antiker Carniol von seltener Schönheit hat die Farbe eines dunkelrothen Weins, der, gegen das Licht gehalten, klar und feurig wie ein Rubin, bei zurückgeworfenem Lichte aber tief schwarzroth aussieht. Der Sardonix besteht aus Chalcedon und Carniol, die entweder in Streifen, oder Lagen, oder Flecken verbunden sind. Er wurde von den Alten sehr geschätzt, und häufig zu Kameen benutzt. Auch vermuthet man, daß die ächten Vasa murrhina aus dieser Steinart verfertigt worden sind. Aber nach der Behauptung des Herrn Berghauptmann Veltheim, sind die Vasa murrhina aus chinesischem Speckstein gemacht worden.

Der Opal. Nach der Meinung der Alten soll er die Augen stärken, und hat daher die griechische Benennung Opal, d. i. Ge-

sicht, Auge. Er ist mehrentheils milchweis, spielt aber auf der Oberfläche ins Grüne, Weingelbe, Rothe und Blaue. Wegen seiner geringen Härte läßt er sich feilen, giebt auch selten am Stahl Feuer. Er ist halb durchsichtig, und der einzige unter den edlern Steinen, welchen die Kunst nicht nachmachen kann. Das Vaterland hat er mit dem Chalcedon gemein. In der Herrschaft Becklin in Oberungarn, wird der Opal öfters bei dem Umackern der Felder an die Oberfläche gebracht, und von den Bauern heimlich verkauft. So wie er feucht aus der Erde kommt, hat er fast gar keine Farbe, sondern sieht milchweis aus; legt man ihn aber in die Sonne, so erscheint nach und nach der Schiller von Blau, Roth u. s. w. Die Ofenwärme bringt nur matte und schlechte Farben

hervor. — Der größte und schönste Opal, den man kennt, soll in der Kaiserlichen Mineraliensammlung zu Wien befindlich seyn. Er hat die Größe einer Faust. Man findet sehr viel Abänderungen von ihm, vornehmlich in Ansehung des Farbenspiels. Da er gemeiniglich vier verschiedene Farben an sich bemerken läßt, so hat man ihm auch den Namen Elementarstein gegeben. Eine Art, welche härter als der gemeine Opal ist, auch am Stahl Feuer giebt, nennt man das Katzenauge, weil dieser Stein, wenn er gehörig geschliffen ist, einen Bogenschein von sich wirft, der mit dem Schein der Augen einer Katze im Dunkeln viel Aehnlichkeit hat. Er hat eine grünlich, gelblich-graue, auch gelblich-braune Farbe, und wirft geschliffen einen hellen Schein von sich. Plinius nennt ihn

den Sternstein. Die vollkommen reinen Katzenaugen sind überaus selten und kostbar. Ein dergleichen Stein, welcher etwa 1 Zoll lang und ¾ Zoll breit war, wurde für 1000 Dukaten feil geboten. Man erhält sie vornehmlich aus Zeilon und aus Sibirien. Er wird zu Ringsteinen geschliffen, auch wohl mit Brillanten karmusirt. Eine andere Art des Opals ist das Weltauge. Dieser Stein unterscheidet sich hauptsächlich dadurch, daß er außer dem Wasser undurchsichtig ist, im Wasser aber durchsichtig wird und seine Farbe verändert. Läßt man ihn wieder trocknen, so nimmt er auch seine vorige Undurchsichtigkeit und Farbe an. Um die Erscheinung zu erklären, nimmt man an, daß das Weltauge ein noch nicht genugsam erhärteter, und gleichsam schwammiger Opal sey, welcher das Was-

ser in sich zieht. Ehemals waren diese Steine außerordentlich theuer. Einer, von der Größe einer Erbse, kostete 100 Pfund Sterling; jetzt kann man sie wohlfeiler haben, da sie nicht mehr so selten sind. Eins der herrlichsten Stücke dieser Arbeit, besitzt der Herr Hofrath Beireis in Helmstädt. Trocken sieht er wie ein Speckstein aus, und man sieht nicht die geringste Farbe darin; wenn er aber nur eine halbe Minute im Wasser liegt, so zeigen sich die schönsten Farben eines orientalischen Opals, und nach und nach wird er ganz durchsichtig. Sie werden auch in Ungarn gefunden.

Noch eine Abänderung des Opals mit goldgelben Flecken, nennt man Avanturino. Diese wird auch von Glas nachgemacht, indem man Kupferstaub in die noch weiche Glasmasse streuet.

Der Achat, hat alle mögliche Grundfarben, schwarz, braun, gelb, grün u. s. w., und diese sind wiederum mit Flecken, Streifen und Figuren von allerlei andern Farben vermischt. Der Achat ist aber auch wirklich eine gemischte Steinart, und besteht aus Chalcedon, Carniol, Quarz, Amethyst, Feuerstein und Jaspis, von welchen zwei oder mehrere Arten beisammen sind. Er bekommt daher nach dieser Zusammensetzung verschiedene Namen, z. B. Chalcedonachat, wenn er vorzüglich aus Chalcedon besteht; so auch Sardachat, wenn er Carniol enthält; Jaspachat rc. In Ansehung der Flecken und Figuren, hat man die etwas sonderbaren Benennungen der Liebhaber und Steinhändler, Bandachat, mit bandartigen Streifen; Festungsachat, mit beinahe regelmäßigen Fe-

stungslinien; Regenbogenachat, der in Täfelchen geschnitten und gegen das Licht gehalten, mit Regenbogenfarben lebhaft spielt; Beerenachat, welcher Gestalten von kleinen Beeren und Trauben zeigt; Landschaftsachat, Wolkenachat, Moosachat u. s. w.

Achate werden fast in allen Gegenden der Erde gefunden. Die Orientalischen haben aber vor den übrigen in der Feinheit des Korns und an der Politurfähigkeit einen merklichen Vorzug. In Deutschland giebt es auch sehr schöne Sorten, welche häufig in der Pfalz, im Zweibrückischen, in Sachsen, Schlesien, Böhmen u. s. w. gebrochen werden. Sie finden sich nieren- oder nesterweise beisammen in einzelnen Stücken, die oft kugelförmig sind. Die äußere Rinde dieser Kugeln besteht gemeiniglich aus einer farbigten, verhärteten

Thonart; der Kern aber ist entweder ganz Achat, oder hat in der Mitte noch einen besondern quarzartigen Kern. Oftmals findet sich eine oder mehrere Höhlungen in den Achatkugeln, welche mit feinern Steinarten, als Topasen, Amethysten u. s. w. besetzt sind. Selten erzeugen sich die Achate in Gängen, niemals aber in ganzen Felsen. Als Geschiebe, d. i. von ihrem Geburtsorte losgerissen, und in das flache Feld oder in Bäche fortgeführt, werden sie hin und wieder angetroffen. Der Achat wird vielfältig von Steinschneidern und Steinschleifern verarbeitet, und es giebt an verschiedenen Orten Deutschlands Steinschleifereien, z. B. in Nürnberg und Oberstein im Zweibrückischen, wo man ihn unter andern auch zu Flintensteinen zurichtet. Außerdem verfertigt man daraus Spielmarken,

Schachsteine, Petschiere, allerlei eingelegte Arbeit, und von den grossen Stücken, Dosen, Schalen, Mörser, Reibsteine, Balsambüchschen u. dgl. mehr. Da diese Sachen um desto höher geschätzt werden, je mannigfaltiger die Mischungen der Farben und je schöner und seltsamer die darin befindlichen Figuren sind, so hat man die Kunst erfunden, beliebige Farben und Zeichnungen in den Achat und andre Steine, z. B. Jaspis, Chalcedon u. s. w. einzubeizen. Man bedient sich vornehmlich der Silberauflösung in Scheidewasser zu diesem Zweck. Indeß läßt sich eine solche Künstelei erkennen, wenn man den Stein heiß macht, oder mit Salpetergeist bestreicht; er verliert dann in einer Nacht die erkünstelte Farbe. Mit Glasflüssen macht man den Achat fa[illegible] nach.

Der Granat. Er scheint diesen Namen aus dem lateinischen Granum, Korn, zu haben, weil er gewöhnlich in kleinen Körnern vorkommt. Seine Hauptfarbe ist die rothe, welche sich durch verschiedene Abstufungen in die gelbe, grüne, braune, bis in die seltene pechschwarze verläuft. Unter allen Schattirungen werden die blutrothen am meisten geschätzt; nach diesen kommen die kirsch- und karmoisinrothen, und die geringern sind die kochenill und bräunlich-rothen. Sie werden theils in Körnern, theils kristallisirt und von der Größe eines Nadelknopfes, bis zu etlichen Zollen gefunden. Man trift sie im Serpentinstein, Gneus, Glimmer- und Thonschiefer eingestreuet an, oder auch Lagerweise und in horizontalen Sandschichten, und einzeln in Flüssen wie Kiesel. Ihre Härte ist

nicht viel größer als die des Kristalls. Diejenigen, welche undurchsichtig sind, enthalten gemeiniglich mehr Eisentheile als die durchsichtigen. Von den andern Arten der edlern Steine schätzt man die orientalischen am meisten, von den Granaten aber die occidentalischen, vorzüglich die böhmischen; den größten Werth haben die durchsichtigen, besonders wenn sie in der Farbe der Granatblüthe gleichen. Einer, von der Größe eines halben Zolles, wird mit etlichen 100 Thalern bezahlt. Die Granaten werden in Asien, Armenien, Syrien, Sibirien, Zeilon, Brasilien, Grönland und in den meisten europäischen Ländern häufig angetroffen; Böhmen aber hat sie von ausnehmender Schönheit, und in solcher Menge, daß ganz Europa damit versehen werden könnte. Nach diesen kommen die orientalischen,

schen, welche sich aber nur in das karmoisinrothe ziehen, und nie so schön bluthroth sind, wie die Böhmischen. Die größern durchsichtigen werden wie andere Edelsteine geschnitten und gefaßt, und in eigenen Fabriken bearbeitet, wie z. B. zu Freiburg im Breisgau; die kleinern schleift man auf Mühlen und durchbohrt sie, da sie denn, anstatt der Korallen und Perlen, von den Frauenzimmern um den Hals getragen werden. Solcher Mühlen sind unter andern in Waldkirch 28. Man bringt die rohen Granaten hieher aus Böhmen, vornehmlich von den Hatzfeldischen Gütern. Gehen 300 auf Ein Loth, so bezahlt man dasselbe mit 2 Gulden; 200 auf ein Loth, gelten schon 8 Gulden. Ehe sie auf die Schleifmühle kommen, werden sie von Erwachsenen auf beiden Seiten angebohrt, und alsdann

von Kindern vollends durchbohrt. Beides geschieht mit Diamanten, die höchstens ein Jahr dauern. Eine Person kann des Tages 1200 anbohren, aber kaum die Hälfte durchbohren. Das Schleifen ist sehr mühsam. Einer schleist etwa 1000 Stück täglich, mit 6 bis 32 Fassetten, bekommt dafür 18 Kreuzer Lohn, und wird dann gemeiniglich im vierzigsten Jahre blind. Nach dem Schleifen werden sie von Weibern mit Trippel polirt, und von den Meistern tausendweise an türkisch Garn gereihet. Der Preis von 1000 steigt von 5 Gulden bis zu 8 Louisd'or. Tyroler tragen sie sodann durch ganz Europa zum Verkauf. Auch ist in Prag eine Niederlage von geschliffenen Granaten.

In Glaßhütten macht man unächte Granaten, indem man zu 8 Loth Krystallglas, 24

Loth feinen Mennig, ein halbes Quentchen Braunstein und 4 Gran Zaffer nimmt.

Der Praser, ist von lauchgrüner Farbe, daher er seinen Namen von dem griechischen Worte Prasos, Porrelauch, hat. Er ist von splittrigem Bruch, und wird in Sachsen bei Breitenbrunn, und in Böhmen, nicht weit von Nimptsch, auch in Schweden u. a. O. gefunden. Da er im Wasser eine dunklere Farbe annimmt, und diese besonders beliebt ist, so verwahrt man ihn vor dem Verkauf an einem feuchten Ort. Er nimmt eine gute Politur an, verliert aber bald wieder seinen Glanz und wird schmutzig.

Für eine Abänderung dieses Steins wird mit Unrecht der Chrysopras oder Goldpraser, (von Chrysos, Gold, so genannt), gehalten. Sein Findort war bisher nur allein vor Ko-

semitz in Schlesien. Es werden vorzüglich Ringsteine daraus geschnitten; bisweilen auch Dosen und Stockknöpfe, welche letztere aber nie ganz rein sind, da es schon eine Seltenheit ist, wenn man einen schönen, hoch apfelgrünen Ringstein aus Stücken von mehrern Pfunden gewinnt, dergleichen oft um 20, 30 und mehrere Dukaten verkauft werden.

Der Lasurstein gehört zu dem Geschlecht der Zeolithen, welche mehr als die Hälfte Kieselerde, eine beträchtliche Menge Thon, etwas Kalk und verschiedene andere metallische Theile, vornehmlich Eisen, enthalten. Ihr Gewebe ist theils faserig, theils körnig, theils blättrig; die Farbe gewöhnlich weiß, seltner gelblich, roth, grün oder blau; der Glanz nähert sich dem metallischen. Härte und Durchsichtigkeit haben die verschiedenen

Abänderungen in verschiedenen Graden. Man findet sie sehr schön in Island und den Ferroer-Inseln, auch in Schweden. Zu Reichenbach im Badenschen brechen sie in gediegenem Kupfer, und sind daher grün oder blaugrün.

Der Lasurstein hat eine schöne, himmelblaue Farbe, welche von einem Eisengehalt herrührt; auch zeigen sich bei chemischen Untersuchungen Spuren von Silber darin. Bisweilen sind goldgelbe Flecken eingesprengt, welche dem Stein zwar ein schönes Ansehen geben, aber doch für Fehler gehalten werden. Er wird aus dem Orient, aus Persien, China und der Bucharei zu uns gebracht, soll aber eigentlich nur in dem letztern Lande einheimisch seyn. Vor einiger Zeit hat man ihn auch in Granitgängen in Sibirien entdeckt. Von dem ächten Lasursteine muß man den un-

ächten unterscheiden, welcher aus Kalkerde, mit Kupfertheilen durchdrungen, besteht, im Feuer seine Farbe verliert, keine Politur annimmt, und am Stahl keine Funken giebt. Man nennt ihn von seinem Vaterlande den Armenischen Stein, er wird aber auch an mehrern andern Orten gefunden, und ist überhaupt viel gemeiner als der ächte. Er liefert das sogenannte Bergblau, eine nicht dauerhafte Farbe. Den ächten Lasurstein, dessen Farbe feuerbeständig ist, haben wahrscheinlich schon die Alten gekannt. Sie nennen ihn zwar Sapphir, aber ihre Beschreibung paßt nicht zu dem wahren Sapphir, sondern zu dem Lasurstein. Denn der Stein, welchen sie beschreiben, hat eine himmelblaue Farbe, die etwas ins Violette spielt, zuweilen auch sehr dunkel und schwärzlich blau ist; das Blau des Sapphirs

hingegen ist oft sehr blaß, und fällt selten und ganz wenig ins Violette. Jener hat oft goldgelbe Flecken, dieser niemals; jener ist undurchsichtig, dieser durchsichtig; jenen findet man in sehr großen Stücken — doch nicht sehr häufig; — diesen nur in kleinen Kristallen.

Was den Gebrauch des Lasursteins betrift, so dient derselbe insbesondere zur Bereitung des Ultramarins, der schönsten und theuersten blauen Malerfarbe. Der Stein wird nämlich in kleine Stücke geschlagen, welche man in einem eisernen Tiegel glühend macht, und sie dann in Weinessig ablöscht. Wenn sie hiedurch mürbe geworden sind, so reibt man sie zu einem zarten Pulver. Hierauf nimmt man reines Wachs und Kolophonium, von jedem die Hälfte, beides zusammen, aber dem Gewichte nach so viel als das

Pulver, schmelzt dies in einem irdenen, glasurten Gefäß, und wirft nach und nach, unter beständigem Umrühren, das Pulver hinein. Diese Masse gießt man sodann in kaltes Wasser, und läßt sie etliche Tage stehen. Nachher füllt man zwei Gefäße mit warmen Wasser, und knetet jene Masse so lange in einem derselben, bis das Schönste herausgezogen ist; alsdann thut man sie in das andere Gefäß, und verfährt eben so. Das Pulver, welches sich in dem ersten zu Boden setzt, ist die feinste Sorte Ultramarin, das in dem andern eine schlechtere Sorte. Es hat die Farbe der Kornblumen oder Veilchen, und die Eigenschaft, daß es weder an der Luft noch in einem mäßigen Feuer verschießt. Als man die wohlfeilere Schmalte noch nicht kannte, wurde das Ultramarin weit mehr gebraucht und ge-

schätzt als jetzo; doch bezahlt man die Unze des ächten mit einem Dukaten. Es wird oft mit Bergblau und Schmalte verfälscht, oder auch wohl die feinste Schmalte unter dem Namen des Ultramarins verkauft, da sie ebenfalls dauerhaft und feuerbeständig ist; nur in der freien Luft steht die Schmalte nicht ganz so gut als das Ultramarin. Die Benennung Ultramarin, soll in Italien zuerst aufgekommen seyn, da man dort die Farbe jenseit des Meeres (ultra mare) holte.

Die größern Stücke des Lasursteins — sie brechen etliche Pfund schwer — werden zu allerlei Kunstsachen, z. B. Dosen, Uhrgehäusen, Messerschaalen u. s. w., verarbeitet. Vorzüglich aber benutzt man sie zu eingelegter Arbeit.

In Zarskoe - Selo, einem Lustschlosse

bei Petersburg, sind in die mit Bernstein getäfelten Wände sehr schöne Stücke von diesem Stein eingefugt worden.

Ein wegen seiner Electricität merkwürdiger Stein ist der Turmalin, von schwarzer, brauner und grüner Farbe, nach einem zeilonschen Worte von den Holländern so benannt. Er wird in Brasilien, Zeilon, Madagaskar, Tyrol, Sachsen und andern Orten gefunden, zuweilen zu Ringsteinen geschliffen und so gefaßt, daß man ihn nach Gefallen heraus nehmen kann, um seine electrische Eigenschaft zu prüfen, die er nicht allein nach dem Reiben auf einem wollnen Tuche äußert, sondern auch, wenn er durch die Sonne, heisse Asche, oder durch ein brennendes Licht, siedendes Wasser u. s. w. erwärmt wird. Er zieht an einem Ende leichte Körper an sich, und an dem an-

dern stößt er sie wieder ab, und scheint gleichsam damit zu spielen. Sobald er aber an dem Ende abgekühlt ist, an welchem er die Körper vorhin anzog, so ändert sich seine Kraft umgekehrt, dergestalt, daß er an jenem Ende abstößt, an welchem er vorhin angezogen, und an jenem anzieht, an welchem er vorhin abgestoßen hat. Wird er zu sehr erhitzt, so verliert er jene Eigenschaft. Anfangs standen diese Steine, wegen ihrer Seltenheit, im hohen Preise. Gegenwärtig kauft man solchen, nach der verschiedenen Güte und Größe, für 25 Louisd'or.

Vor Zeiten eignete man den Edelsteinen verschiedene Heilkräfte zu, und bewahrte sie daher in den Apotheken auf. Der Rubin war ein Mittel wider das Gift, stärkte das Herz und vertrieb die Schwermuth. Dem Sap-

phir schrieb man die nämlichen Eigenschaften zu, auch war er ein kräftiges Mittel wider die Augenkrankheiten. Der Topas sollte die Blutflüsse stillen, den Wahnwitz, die fallende Sucht und dgl. m. heilen. Man nannte sie Gesundheitssteine, ließ sie in Ringe fassen, deren zwölf verschiedene an der Zahl seyn mußten. Jeden Monat wurde ein anderer an dem Finger getragen, und so damit das ganze Jahr hindurch abgewechselt.

Unter die vorzüglichsten Kostbarkeiten des Orients, ward von jeher

Die Perle

gerechnet. Ihr bescheidener Glanz, ihre anspruchlose Schönheit und ihre regelmäßige Form, scheinen den Orientaler mehr als das blendende Feuer des Diamants zu fesseln,

und haben sie, vielleicht durch eine geheime Sympathie, fast durchgehends zum Lieblingsschmuck in despotischen Reichen gemacht. Im Occident erstieg die Liebhaberei davon ihren höchsten Gipfel um die Zeiten des Untergangs der römischen Freiheit, wo sie in Rom und Alexandrien den Edelsteinen gleich geschätzt wurden. In Asien war dieser Geschmack um vieles älter, und stieg schon über die Zeiten der persischen Herrschaft hinauf. Denn der gegenwärtig noch immer fortwährenden Perlenfischereien auf den Inseln des persischen Meerbusens, erwähnt schon der Begleiter und Admiral vom Alexander, Nearch, und eben dieser setzt hinzu, die Perlen würden hier so wie in dem indischen Meere gefischt; worunter ohne Zweifel die Straße zwischen Zeilon und dem südlichen Vorgebirge von Indien, Kap

Komorin, zu verstehen ist, von woher Europa noch jetzt diese kostbaren Muschelgewächse in ihrer höchsten Schönheit erhält.

In verschiedenen Muscheln erzeugen sich gewisse Auswüchse, die man Perlen nennt, und von welchen einige so schön sind, daß sie den kostbarsten Edelsteinen gleich geachtet werden. Die Güte derselben hängt von der Natur des Thieres, von seinen Säften, von der Nahrung und von dem Wasser oder Klima ab, worin es lebt. Bis jetzt kennt man zwei Gattungen von Muscheln: die Perlenmutterauster oder die Miesmuschel und die Klafmuschel, in welchen sie am häufigsten und schönsten gefunden werden. Sie sitzen meist im Thiere selbst, zuweilen doch auch inwendig an der Schale fest. Noch ist ihre wahre Entstehungsart nicht aufgeklärt.

Weil die Perlen grade an den Stellen sitzen, wo man von außen runde Löcher eingebohrt sieht, so ist man auf die Vermuthung gerathen, es könnte die der Muschel von irgend einem ihrer Feinde, z. B. den Pholaden, zugefügte Verletzung, Ursach an der Erzeugung der Perlen seyn.

Die Perlen werden nur in den ost- und westindischen Meeren, und an einigen Orten in Europa gefischt. Die ostindischen oder orientalischen und asiatischen Perlenfischereien sind an fünf Orten: nämlich um die Insel Bahrem, in dem persischen Meerbusen; bei der Stadt Katif, auf der Küste des glücklichen Arabiens, der Insel Bahrem gegenüber; bei Manar, in der Meerenge zwischen Zeilon und dem Königreiche Madura, oder auf der sogenannten Perlenküste; bei den Suluh-

inseln und an den Küsten von Japan; welche aber, weil sich die Japaner nicht viel aus Juwelen machen, wenig oder gar nicht genutzt wird. Zu den orientalischen Perlenfischereien kann auch diejenige gerechnet werden, die in dem chinesischen Hochasien, nahe bei der Stadt Nipehoa, in dem See gleiches Namens geschieht, auf deren Wichtigkeit man daraus schließen kann, daß in dem vorigen Jahrhundert über dieselbe zwischen den Russen und Chinesern ein Krieg entstand, der endlich gegen das Ende des gedachten Jahrhunderts, durch eine Theilung dieses Sees unter die beiden Prinzen der Nationen, beigelegt worden ist, da vorher jede von denselben Nationen ihn ganz zu besitzen verlangte.

Die amerikanisch- oder westindischen Perlenfischereien, sind fast alle in dem großen

mexikarischen Meerbusen, längst der Küste des festen Landes. Ihrer sind fünfe, welche von Morgen gegen Abend gerechnet, in dieser Ordnung auf einander folgen. Die bei Kubagua, eine fünf Meilen von Neuandalusien gelegene Insel; die bei der Insel Margarita oder Perleninsel, wo ehedem die meisten und schönsten Perlen gefischt wurden, hingegen jetzt die Perlenfischerei fast ganz erschöpft ist; die von Comogate, ganz nahe bei Terra Firma; die in dem Flusse Hacha oder von la Rencherie, welche aber ebenfalls ein Ende hat; und die bei St. Martha, 60 Meilen von dem Flusse Hacha. In Europa sind die Perlenfischereien an einigen Orten der schottischen Küste, z. B. im Konnelgewässer der Landschaft Cromarty, und in dem Ilzflusse in Baiern berühmt, welche letztere passauer Per-

len genannt werden. Alle andere europäische Perlenfischereien, die in Liefland und Ingermannland, wo man Perlen in frischen Bächen, die lebendiges Quellwasser und einen kiesigten Boden haben, gefunden werden, in Schweden, Norwegen, Dännemark, Holland, bei Koldingen, Grönland, Polen, Böhmen, in dem Flusse Ottawa oder Wottawa, Schlesien und Voigtlande, dem Erzgebirge, zu Großhartmannsdorf in einem Teiche, und zu Freiberg im Schloßteiche, der Lausitz im Queisflusse, bei Augsburg, Frankfurt am Main, in Lothringen, Friesland, und in allen Ländern von Europa zu haben sich rühmt, liefern kaum dann und wann einzelne Perlen, jedoch eine mehr als die andere.

Da die Perlenaustern in der Tiefe des Meeres liegen, so können sie nur mit großer

Beschwerde und zum Theil mit Lebensgefahr heraufgebracht werden. Diejenigen, welche sich mit diesem Geschäft abgeben, heißen Taucher, und werden entweder blos in einem Korbe, oder in einer sogenannten Taucherglocke, an Seilen hinabgelassen. Sie müssen schon in der zartesten Kindheit sich an das Untertauchen gewöhnen, ehe das eyförmige Loch in der Scheidewand des Herzens völlig verwächst. Einige Zeit vorher, wenn die Fischerei bald angehen soll, halten sie eine besondere Diät, und bestreichen den Leib fleißig mit Oel; an dem bestimmten Tage fahren sie dann in Kähnen nach dem Ort hin, wo man eine Perlenbank entdeckt hat, entkleiden sich völlig, verstopfen die Ohren mit Baumwolle in Oel getränkt, klemmen die Nase in ein gespaltenes Horn zu, und binden ein gewisses, schwamm-

ähnliches Gewächs vor den Mund, welches in ziemlich langer Zeit kein Wasser durchdringen läßt. Sodann fahren sie hinab, einen Sack um den Leib und ein Messer in der Hand, und brechen in aller Eil die an den Felsen sitzenden Muscheln ab. Wenn nach einigen Minuten der Mangel an freier Luft einem beschwerlich fällt, so giebt er seinen Gefährten im Kahne mit dem Seil ein Zeichen; aber wenn diese ihn nicht schnell genug hinaufziehen, so ist er verloren. Dies dauert bis an dem Abend, so daß zuletzt das Blut aus den Ohren und der Nase hervordringt. Viele werden auch ein Raub der See-Ungeheuer. Ueberhaupt können sie die Arbeit nur einige Jahre aushalten.

Hierauf bringt man die Muscheln ans Land, und läßt sie so lange im Freien liegen,

bis die Thiere verwesen und die Schaalen sich öffnen. Erfahrne Taucher sehen es den Muscheln schon von außen an, ob sie Perlen haben oder nicht, und im letztern Fall werfen sie dieselben, noch ehe sie sterben, gleich wieder ins Wasser. Wenn die übrigen an der Sonne zur weitern Behandlung gleichsam reif geworden sind, so nimmt man die Perlen heraus, reinigt sie mit feinem Sand und Salz, und sortirt sie nach ihrer verschiedenen Güte.

Bei den Eigenschaften der Perlen hat man insonderheit auf ihre Größe, Bildung, Gestalt und Farbe oder Glanz zu sehen. Ihre Größe ist sehr verschieden. Man hat deren, die so groß wie Kirschen sind, daher solche auch bisweilen Kirschen-Perlen genannt werden. Viele nennen diejenigen Perlen, die von einer außerordentlichen Größe sind, Pa-

rangonperlen. Unter diese kann man diejenigen rechnen, deren Gestalt Tavernier in Kupfer gestochen hinterlassen hat, von denen die größte in den Händen der Könige von Persien ist, und die der im Jahre 1633 regierende König von einem Araber für 32,000 Tomans (520,000 Thaler) gekauft hat. In Ansehung der Bildung oder Gestalt, sind die Perlen eben so verschieden als in Ansehung ihrer Größe, denn einige sind ganz rund, und diese werden, wenn sie nicht gar zu klein sind, Zahlperlen genannt. Andere sind länglicht, aber fast rund, und diese heißen Tropfen und werden am meisten geschätzt. Noch andere sind birnenförmig und heißen Birnperlen; andere sind olivenförmig, walzenförmig, platt; diese nennt man Karten- oder Paukenperlen. Haben sie Beulen, so werden sie

Beulenperlen, sind sie knotigt, so werden sie Kropfperlen genannt; wieder andere haben gar keine ordentliche Gestalt, sondern sind schief, und diese werden, sofern sie nicht gar zu klein sind, Schiefperlen oder Barokperlen genannt. Diejenigen Perlen, die so klein und unansehnlich sind, daß sie unter keiner der vorhergehenden Gattung können gerechnet werden, pflegen Saamen- oder Saatperlen, bisweilen auch Stampf- und Stoßperlen, imgleichen Unzen- oder Lothperlen genannt zu werden. In der Farbe, dem Glanz, der Reinigkeit ihres Wassers, in der glatten und gewissermaßen durchsichtigen Oberfläche, besteht noch ihr vorzüglicher Werth. Es giebt welche, deren Wasser weiß ist, und diese werden in Europa am höchsten geschätzt. In andern fällt das Wasser

in das Gelbliche, und diese werden von einigen Indianern und den Arabern den weissen vorgezogen, weil man sie für reif und zeitig hält, und glaubt, daß diejenigen Perlen, welche von Natur diese gelbliche Farbe haben, dieselbe niemals verändern, und hingegen das weisse Wasser nicht länger als 30 Jahr daure; noch andere sehen flachsblutfarbig aus; wieder andere fallen ins Grünliche. Es giebt welche, die bleifarbig, und auch solche, die schwärzlich sind.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die orientalischen Perlen, als die vorzüglichsten, hell, durchsichtig, von einem vortreflichen Glanze und einer Silberweisse sind. Die amerikanischen hingegen sind grünlich, und die schottischen, worunter man alle europäische versteht, haben ein matteres Weiß

und spielen mit einem flachsblutfarbigen Wasser. In Ansehung der Vorzüge sind die ostindischen Perlen, die man auf Zeilon und den Perleninseln fischet, was ihre Rundung und Wasser anbelangt, die schönsten im ganzen Orient; eben so findet man welche darunter, die über 3 bis 4 Karat wiegen; die von den Baharem sind ein wenig gelblich; die japanischen sind groß, aber sehr ungleich und schief; die vom See Nipehoa sind nicht so schön wie die von Baharem. Unter den amerikanischen Perlen sind die von Margarita, sowohl in Ansehung ihres Gewichts als ihrer Gestalt und Wassers, die schönsten. Die von Kubagna wiegen nicht über 5 Karat; ihr Wasser und ihre Gestalt aber ist gut. Die von Comogate, Riohacha und St. Martha sind von

ziemlich gutem Gewicht, insgemein aber übel gebildet, und haben ein bleifarbiges Wasser.

Der Werth der Perlen wird nicht nur nach der Größe, sondern auch nach der Schönheit, Bildung, Glätte und Farbe geschätzt. Die runden und birnförmigen sind am kostbarsten. Von den kleinen, nicht durchbohrten, orientalischen Stoß- oder Saamenperlen, kostet das Loth 2 Thaler; von den durchbohrten, die zu Stickereien können gebraucht werden, ohngefähr 5 Thaler; 500 Stück Barokperlen, die 2 Loth wiegen, 13 bis 14 Thaler; gehen 100 Stück auf 2 Loth, 300 Thl. Eine vollkommene runde Perle, die ein helles Wasser hat, 1 Karat schwer, 4 bis 5 Thal.; 2 Karat schwer, 20 Thal.; 4 Karat schwer, 80 Thaler; 6 Karat schwer, 150 Thal.; 8

Karat schwer, 350 Thal.; 10 Karat schwer, 500 Thaler und noch mehr.

Perlenmutter ist eben ein solcher Kalk, als derjenige, woraus die Perlen bestehen. Sie ist die Schale einer Muschel, und Perlen entstehen in Muscheln zufällig, wenn das Thier die, durch Pholaden und Bohrwürmer oder andere Unfälle in seiner harten Bedeckung entstandenen, Schäden ausbessert. Aber dieser Kalk ist von unbeschreiblicher Schönheit, von einer sanften, bläulich-weissen Farbe, die zuweilen mit den herrlichsten Farben des Regenbogens getuscht ist, oder kaum dem Opal einen Vorrang läßt; von einer Glätte, welche die Kunst kaum dem besten Glase zu geben vermag; von einem Glanze, welcher mehr dem Schimmer des Schmelzes und des weichen gewässerten Tafts, als

der blendenden Politur der Metalle gleicht. Bei einem hohen Grade der Festigkeit und Dauerhaftigkeit, sind diese schönen Muschelschaalen dennoch sehr leicht; sie sind flach, wenig gewölbt oder gebogen, laßen sich zu dünnen Blechen zertheilen, die, wie die Tafeln des zerrissenen Marienglases, alle gleich glatt, gleich schön sind. Sie laßen sich sägen und nehmen die Zeichnungen an, welche die Hand des Künstlers der Oberfläche eingraben, oder einreissen oder einschleifen will. Schwerlich giebt es außer den Konchylien noch Körper, welche diese vortreflichen Eigenschaften vereinigen, und obgleich die Natur den Perlenglanz mehreren Arten der Konchylien gegeben hat, so ist doch nur eine Art, nämlich die Mießmuschel, welche im eigentlichen Verstande Perlenmutter ist. Der Knor-

pel, welcher die beiden Schaalen der Perlenmutter mit einander verbindet, heißt der Pfauenstein, denn man hielt ihn ehemals für einen Stein, der aus der Erde gegraben würde. Sein in das Grünblaue spielender Glanz ist so unnachahmlich schön, daß er die schönste Pfaufeder übertrift. Er wird von den Juwelirern sehr gut genutzt, und zu hohen Preisen verkauft.

Das Ungefähr, der Vater so mancher Erfindungen, gab den schönen künstlichen Perlen das Dasein. Ein gewisser französischer Paternostermacher, Namens Jaquin, dessen Nachkommen noch vor Kurzem diesen Perlenhandel zu Paris forttrieben, bemerkte einstmals, da er auf seinem Landhause zu Passi war, daß die kleinen Fluß-Weißfische, Cyprinus alburnus des Linné, die sonderlich

in der Marne sehr häufig sind, und die man in seiner Gegenwart in einem Kessel mit Wasser sod, dieses Wasser silbern färben. Er ließ das Wasser sich setzen, und fand auf dem Boden des Gefäßes einen Niederschlag, welcher an Glanz der schönsten Perlenmutter nichts nachgab. Mehr bedurfte es nicht, um ihn auf die Idee zu bringen, diese Entdeckung ins Geheim zu vervollkommnen. Anfangs überfirnißte er mit diesem Satze, den er Perlenessenz taufte, kleine Kügelchen von Teich, Wachs oder kleine alabasterne, auf Drehbänke gedrehte Korallen. Das Publikum nahm diesen neuen Putz mit größtem Beifall auf; allein bald fanden die Damen, daß die Erfindung ihre Vollkommenheit noch nicht erreicht habe. Der Leim, mittelst dessen man die Essenz auf die Kügelchen klebte, lößte sich oft durch die

Wärme auf, dann klebten die Perlen am Halse an, und beschmutzten, ohne Respekt für die feinste, zarteste Haut, sie mit den abgegangenen Fischschuppen. Der Künstler mußte also auf ein anderes Mittel denken. Er ließ kleine, hohle, überaus dünne Kügelchen von Glas blasen, überzog sie inwendig mit Essenz, und lieferte nun Halsschnuren, die alles übertrafen, was man schönes in der Art gesehen hatte.

Die künstlichen Perlen theilen sich jetzt in zwei Sorten: in gemeine und superfeine, oder wie die Franzosen es nennen, du grand beau. Beide Sorten sind zwar von Glas geblasen, aber um superfeine Perlen zu verfertigen, bedarf es einer weit complicirtern Manipulation, damit sie reiner, glatter und runder werden, als die gemeine Sorte. Deswe-

gen kann auch ein Arbeiter, der des Tages wohl 6000 gemeine Perlen bläset, deren nur 12 bis 1500 en grand beau verfertigen.

Die Perlenfarbe wird in einem kleinen Tropfen, durch ein Rohr in jedes dieser Kügelchen geblasen; dann schwenkt es der Arbeiter einige Augenblicke, und legt es zu den andern in einen Korb, und bewegt sie noch einige Stunden hin und her, bis der innere Ueberzug ganz abgetrocknet ist. Zuletzt füllt man die Kügelchen mit Wachs aus, damit sie schwerer und unzerbrechlicher werden.

Die Essenz, essence d'orient genannt, womit die gläsernen Kügelchen bekleidet werden, ist nichts anders als die silberartige Materie, welche man von den Schuppen des kleinen Fluß-Weißfisches erhält. Vierzig solcher Fischgen liefern nur Ein Pfund solcher Schuppen,

pen, und dieses Pfund giebt nur vier Unzen perlenmutterartige Essenz, so daß 18 bis 20000 Fische zu Einem Pfunde dieses Perlenfirnisses erforderlich sind. Man kann nur die Schuppen von den Seiten und vom Bauche nutzen, die Schuppen auf dem Rücken sind brauner. Die Perlenessenz wird aber nie allein angewendet, sondern bis zu einer gewissen Quantität mit Fischleime versetzt, den man im Wasser aufgelöset und durch ein feines Tuch geseihet hat. Die Schönheit der Perle hängt hauptsächlich von richtiger Treffung der rechten Proportion dieser Mischung ab. Der theure Preis der Weisfische verleitet gewöhnlich die Fabrikanten zu viel Fischleim zu nehmen.

Zuweilen giebt man der Essenz eine rothe, gelbe oder braune Färbung. Da aber

die Schönheit der Perle vorzüglich in ihrer Weisse und in ihrem reinen Wasser besteht, so werden obige, ihr ganz fremde Farben, jetzt von den Arbeitern selten mehr gewählt. Dagegen findet man in ihren Buden alle Nachahmungen natürlicher Perlen, birnförmige, oliven- oder mandelartige; ferner breite Stücken, Plaques, mit Folie von Metall unterlegt, damit der Glanz noch mehr gehoben wird, und mit buntem Schmelz, in Form von Edelsteinen, eingefaßt.

Man hat falsche Perlen, die auch von Glas sind, deren innerer Firniß aber aus Quecksilber, oder aus einem feinen gleissenden Fischbeine besteht. Die Perlen kommen denen mit Weißfisch-Essenz bekleideten gar nicht bei, denn letztere erreichen die Schönheit und das Wasser der ächten Perlen in

einem so hohen Grade, daß ein geübtes Auge dazu gehört, diese künstlichen von den natürlichen zu unterscheiden. Der obgedachte Perlenfirniß geht leicht in die Fäulung über, und wird vom Weingeiste stark angegriffen. Es ist daher die Entdeckung für diese Kunst sehr wichtig, daß er sich in dem flüchtigen alkalischen Spiritus aufbewahren läßt.

Die Korallen.

Man ist lange zweifelhaft gewesen, ob die Korallen in das Thierreich oder in das Gewächsreich gehörten. Endlich ward man von ihrer thierischen Natur überzeugt, und nannte sie, wegen ihrer doppelten Uebereinstimmung mit beiden, Pflanzenthiere, denn sie nähren sich, haben Empfindung, und bewegen sich wie die Thiere; wachsen und vermehren sich hin-

gegen wie die Pflanzen. Die eine Hauptfamilie von denselben ist nackt und unbedeckt, und kann sich von ihrer Stelle bewegen, die andere hingegen wohnt in einem Gehäuse von einer meist steinartigen Substanz. Jene heissen Polypen, diese Korallen.

Ich übergehe hier die Kunstbenennungen der Klassen, Gattungen und Arten, worin die Naturforscher die vielfältigen Korallen abgetheilt haben, und schränke mich hier auf die vornehmste und nützlichste ein, nämlich auf die edle Koralle oder die rothe Blut-Koralle, Staudenkoralle (Isis nobilis). In Absicht der Figur hat sie die größte Aehnlichkeit mit den entblätterten Aesten des Schlehenbaumes.

Schon die flüchtigste Betrachtung der rohen Korallenzinken ist hinreichend, zu bemer-

ken, daß sie aus einer weichen Rinde (Schaale) oder dem äußeren Ueberzug und der innern harten Substanz oder Kern zusammengesetzt sind. Die Rinde selbst ist rauh, ungleich und immer blässer gefärbt, als die innere harte Substanz, der sie zum nothwendigen Ueberzug dient; denn wenn auf irgend eine Art etwas von der Rinde verloren geht, so wissen sich kleine Würmer sogleich auf der Stelle einen Eingang zu verschaffen. Sie durchbohren nämlich die harte, marmorartige Substanz, und erweichen sie durch unzählige kleine Oeffnungen, so daß sie zu allem fernern Gebrauch durchaus verdorben sind, ausgenommen zum Aufstellen in Kabinettern.

Die Härte des Kerns (der innern Substanz), die der des festesten Marmors nichts nachgiebt, entsteht nicht, wie Dioscorides und

Plinius glaubten, von Berührung der äußern Luft, nachdem sie aus dem Meere gefischt worden. Ihre gewöhnliche Farbe ist roth, weiß, und bei einigen auch schwarz. Hier handeln wir vorzüglich von der rothen.

Mit Hülfe der Vergrößerungsgläser bemerkt man an frischen, eben aus dem Meere gekommenen Korallen, sowohl das Thier selbst, als auch die cylindrischen, ihm zur Nahrung und Wachsthum dienenden, Gefäße. Das erste stellt sich dem Auge am Ende des Korallenzinken, unter der Gestalt eines Tropfens Milch, dar, (daher die Korallenmilch), und kann durch starkes Zusammendrücken des untern Theils der Rinde gezwungen werden, mehr zum Vorschein zu kommen, und sich zu verlängern. Genaue, mit vieler Sorgfalt über diesen Zoophyten und ihre Verschiedenheiten

angestellte Versuche, finden die Leser, deren Neugierde, in Absicht der natürlichen Geschichte dieses, in aller Rücksicht merkwürdigen Geschöpfs, noch nicht genug befriedigt ist, beim Donati della storia naturale marina dell' Adriatico. In Venezia 1750, 4to. wovon ein deutscher Auszug zu Halle 1753 in 4to erschienen ist.

Vorzüglich häufig werden die Korallen gefunden im mittelländischen Meere, und zwar besonders in der Nachbarschaft der Inseln Corsica und Mallorka, an der Küste von Katalonien, Provence (und Cassis, ein kleines 2 Meilen von Marseille entferntes, Städchen) und Languedoc, vorzüglich auch an der Küste von Afrika (barbarischen Küste), oder bestimmter an der Küste von Tunis und Algier, und diese haben sowohl wegen ihrer

Größe und der Schönheit ihrer Farbe, vor allen den Vorzug, werden auch deswegen heut zu Tage vorzüglich da gefischt. Ehedem fischte man auch welche im persischen Meerbusen, im rothen und sicilianischen Meere. Auch verdient bemerkt zu werden, daß im Weltmeere keine gefunden werden. Diejenigen, woraus im stillen Meere ganze Inseln bestehen, und zuweilen von einer erstaunlichen Höhe sind, gehören nicht hieher, denn die rothe Koralle, von der wir hier allein reden, wächst selten über einem Pariser Fuß hoch, und zwar, nach Marsigli's Bericht, abwärts, mit der Basis oben, so daß sie mehr hängen als stehen, wodurch die Fischerei derselben nicht wenig erleichtert wird. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Fischerei, zeugt auch hier von der Thätigkeit des Handlungsgeistes

der Einwohner von Marseille. Seit langen Zeiten nämlich ist Frankreich, mit Ausschließung aller andern Nationen, im Besitz eines wichtigen Handelsplatzes im Königreich Algier; man findet ihn auf der Karte unter dem Namen Bastion de france, oder nach andern la Calle; diese wichtige Acquisition fällt noch unter die Regierung Heinrich des 4ten. Unter den Artikeln von Wolle, Thierhäuten, Getreide, Korallen u. s. w., die sie daher ziehen, sind die letztern nichts weniger als unbeträchtliche Handlungsgegenstände. Es vereinigten sich daher bald mehrere der dortigen Kaufleute, unter dem Namen einer afrikanischen Handlungskompagnie, mit dem besondern Augenmerk, die Korallenfischerei recht mit Ernst zu treiben. Sie rüsteten in der Absicht gegen 40 kleine Fahrzeuge (Co-

rallines aux radeaux) aus, jedes zu sieben Personen, den Patron mit eingeschlossen. Diese Fahrzeuge fischten jährlich gegen 180 Kisten rohe Korallen aller Art und von verschiedener Güte, und brachten also, die Kiste nur zu 1500 Livres angeschlagen, alle Jahre nicht weniger als 270,000 Livres ein. Rechnet man den dritten Theil für Kosten und den Arbeitslohn, so bleiben doch noch immer 100,000 Livres reiner Gewinn. Allein, sobald zu Anfang dieses Jahrhunderts die ostindische Handelsgesellschaft sich mit dieser vereinigte, so gerieth der so blühende und vortheilhafte Korallenhandel auf einmal in Abnahme. Wir laßen die Ursache davon an ihrem Ort gestellt seyn; genug, es wurden jetzt nur 26 bis 27 Korallinen unterhalten, und die zu Verarbeitung dieser Waare gebrauchten Personen, ver-

lohren sich nach und nach aus Marseille. Es blieben ohngefähr 3 bis 4 zurück; aber auch diese konnten, aus Mangel an rohen Korallen, kaum ihren Lebensunterhalt damit gewinnen. Denn die oberwähnte vereinigte Handlungskompagnie errichtete ihre Magazine für diesen Artikel in Genua, und das gab ohne Zweifel Gelegenheit, daß sich nachher der ganze Korallenhandel nach Livorno zog, wo einige vor Kurzem noch berühmte Manufakturen für ihre Verarbeitung errichtet wurden; doch so, daß in der beträchtlichsten von ihnen, die nach Volkmanns Bericht einer jüdischen Familie Attia zugehörte, nicht über 30 Personen arbeiteten. In der Folge stieg bei verschiedenen Kaufleuten zu Marseille das Verlangen wieder auf, einen alten und so einträglichen Handlungszweig wieder an sich zu ziehen.

Sie errichteten unter dem Schutz des Königs (1781) eine neue afrikanische Handlungskompagnie, die diesen Handlungszweig mit lebhaftem Eifer zu betreiben anfing.

Die Zeit vom Anfang des Aprils bis zu Ende des Julius, ist die ergiebigste. Die an Korallen vorzüglich reiche Gegend ist der Distrikt an der Küste des Königreichs Algier, vom Kap Roux bis Bougie.

Das Verfahren bei dieser Fischerei ist einzig in seiner Art, und verdient deswegen wohl hier ein kleines Detail. Es werden nämlich zuerst zwei viereckigte, an den Enden etwas zugespitzte, und 6 bis 7 Fuß lange Balken übers Kreuz gelegt, an einander befestigt; hierauf wird durch eine, in ihre Mitte angehängte große, eiserne Kanonenkugel, oder ein ihre Stelle ersetzendes Stück, das zum Un-

tersinken auf den Grund des Meeres nöthige Gewicht gegeben. Alsdann umwickelt man die Balken mit lose zusammengedreheten, die Dicke eines Daumes habenden, Hanfseilen um und um, und befestigt außerdem noch an ihren Enden einen großen netzartigen Beutel. Sobald man sich nun dieser Maschine durch zwei starke, gehörig angebrachte Taue versichert hat, werden sie an den beiden Enden des Fahrzeuges befestigt, und langsam dem Strom des Meeres übergeben. Bald sinkt sie auf diese Weise in den Abgrund, stößt auf die daselbst hervorragenden Felsenstücken, und der lose Hanf verwickelt sich in und um die, auf oben beschriebene Art liegenden, Korallenäste. Wenn nun die Fischer glauben, daß dies geschehen ist, so ziehen fünf oder sechs von ihnen die Maschine herauf, und die übrigen sind beschäftigt, die

Korallenzinken aus den losen Hanfstricken herauszuwickeln, und die in die beutelartigen Netze gefallenen aufzunehmen. Die Maschine wird nun zum neuen Fang wieder ins Meer gesenkt. — Man fischt auch die Korallen, vermittelst des Kreuznetzes, des Hamen und durch Taucher. Auf die letztere, aber äußerst gefährliche Art, werden die schönsten und größten Stücke erbeutet. Bei den drei ersten Arten, wo es nur darauf ankommt, so viel Korallenzinken als möglich unter den hohen Felsen und Höhlen im Meer zu packen und mit Gewalt loszureissen, gehen freilich sehr viele verloren, oder erscheinen nur in Bruchstücken.

Das erste, was nun mit den eben angekommenen Korallen vorgenommen wird, ist, daß man die besten, größten, und vielleicht etwas besonders enthaltenden Zinken aussucht,

sie gehörig reinigt, polirt, mit niedlichen Piedestalen versieht, und sie so zur Zierde dieses oder jenes Naturalienkabinets vorbereitet.

Ganz vortreflich geschieht das, wenn ihnen, statt eines Stück Felsens, allenfalls eine Meerschnecke, Muschel, Seeschwamm, Seemoos (Korallenmoos) zur Basis diente, oder ihre regelmäßig geordneten Aeste der Form eines ausgebreiteten Fächers sich nähern.

Mit diesen werden zugleich die tauglichen Stücke zur Verfertigung von Schmucknadeln für den Haarputz, von kleinen Tassen, für Sorbet oder Hefte für Stilette, Messer, kleine Stuhlknöpfe, Uhrberloquen ꝛc. ausgelesen und bei Seite gelegt.

Alle übrige kleinere, von Würmern nicht durchlöcherte, gesunde Aeste werden, vermittelst einer besondern Art Scheere, oder eigent-

licher Zange, unter großem Geräusch in Stücke geschnitten, die nach ihrer verschiedenen Dicke und Größe abermal ausgesucht, und von einander abgesondert werden.

Die Bestimmung dieser kleingeschnittenen Korallenstücke ist sehr mannigfaltig. Einige werden nämlich blos geschliffen, polirt, und so unter dem Namen Korallenfragmente gelassen; diese haben die größte Aehnlichkeit mit dem in Stücken gebrochenen Siegellack. Andere hingegen werden in vortreflich rothe Perlen verwandelt, und zwar so, daß sie entweder wie Diamanten (à facettes) geschnitten, oder ganz glattrund, oder auch länglich ausfallen. Und das alles geschieht auf Schleifsteinen, die mit der Hand gedrehet werden.

Nachdem sie die bestimmte Form erhalten haben, so werden sie mit ungemeiner Fertigkeit,

keit, vermittelst spitzen Nadeln von wohlgehärtetem Stahl, durchbohrt. In dem zum Bohren bestimmten Saale sieht man blos Frauenspersonen an der Arbeit. Die länglichen auf gut ausgeglühetem Drath aufzureihen, damit sind wieder andere Arbeiter beschäftigt, so wie diese aufgereiheten Schnüre von andern mit vieler Geschwindigkeit über eine eiserne, mit nassem Sande bedeckte Platte hin und her gezogen werden, die runden aber ihre Form und Politur auf Schleifsteine einer weichern Art, die mit Rinnen von besonderer Größe dazu versehen sind, erhalten. Bei allen diesen Arbeiten wird nichts als gemeines Wasser angewendet.

Die so abgerundeten und polirten Perlen werden nun erstlich nach ihrer Größe von einander abgesondert. Zu dem Ende sind eine Menge verschiedener runder hölzerner Näpfe,

fast siebartig, unter die weiblichen Arbeiter eines andern Saales ausgetheilt, worinnen die runden Perlen hin und her geschüttelt werden, bis durch die im Boden nach bestimmten Maaßen befindlichen Oeffnungen, die kleinern durchfallen, und die größern zurückbleiben. Alle diese werden nun auch zweitens in Absicht der Güte und Reinigkeit (die Korallenperlen dürfen keine Spur von Wurmfraß oder andern fremden Flecken haben), von andern Frauenspersonen ausgelesen, und endlich nach der Farbe sortirt. Es sollen hier allein 200 verschiedene Veränderungen in roth vorkommen. Von 14 der Farbe nach verschiedenen Hauptsorten, sind folgende die Namen aus einer ehemaligen Manufaktur zu Livorno: Blutschaum, Blutrose, erstes Blut, zweites Blut, drittes Blut, blaß gefärbte Maulbeer,

dunkel gefärbte Maulbeer, ganz schwarzroth, sehr fein, überfein, Karfunkel, Probenstein, superfeinste, aller allerfeinste. Sie werden endlich in Schnüre auf blauen Fäden aufgereihet, erhalten zum letztenmal eine Art Politur, dazu eine sehr kleine Quantität Oel gebraucht wird, und werden, nachdem sie an beiden Enden mit einer Schleife von blau seidenem Bande gebunden worden, gewogen, mit Nummern und Zeichen, die Bezug auf die Preise haben, versehen, und in das für den fertigen Vorrath bestimmte Zimmer gebracht.

Außen diesen dreierlei verschiedenen rothen Perlen von aller Größe (die größten wie eine spanische Kirsche), sieht man hier noch sehr schöne, in Gold gefaßte Ohrgehänge (à la Mirza), das Paar zu einem neuen Louisd'or, niedliche Westenknöpfe (breast nipple) und

andere längliche, theils ganz gerade (und ungleich theurere), theils krumme Korallenstücke, die, in Silber gefaßt, als Spielzeug junger Kinder, zur Zeit des Zahnens, bekannt genug sind.

Sonst werden die Korallenperlen nach dem Gewicht verkauft, von 4 bis 500 Livres das Pfund, bis fast zu allen Preisen. Sie machen bei weitem den beträchtlichsten Artikel des Korallenhandels aus. Der gewöhnliche Preis einer guten Korallenschnur um den Hals, wo die Perlen von mittler Größe sind, ist zwischen 8 bis 5 neuen Louisd'ors.

Die Zahl der im Manufakturhaus beschäftigten Arbeiter, wurde ehemals auf 320 angegeben; gewiß mehr als die Hälfte waren Frauenzimmer von allem Alter, und Kinder. Außer diesen sind noch gegen 100 Arbeiter in

einem von der Manufaktur zu Marseille abhängenden ähnlichen Hause zu Cassis, dem oberwähnten kleinen Städtchen, auf gleiche Weise beschäftigt.

Das was sie mit Arbeiten verdienen, richtet sich durchaus nach ihren Fähigkeiten und Fleiß, und muß daher, wie leicht zu erachten, sehr verschieden sein. Einige gewinnen 50 Sols des Tages, andere bringen es bis zu 6 Livres. Die mehresten aber halten sich in der Mitte zwischen beiden. Der jährliche Gehalt des jetzigen ersten Arbeiters (Foreman) der Manufaktur, beläuft sich auf 18,000 Livres. Er ist ein Franzose von Geburt, aber viele Jahre lang an der Spitze der Manufaktur zu Livorno gewesen. Bei der neuen Einrichtung vor mehrern Jahren zog man ihn

hieher, und mehrere andere gemeine Arbeiter kamen zugleich mit ihm.

Die runden Korallenperlen werden vorzüglich nach dem Orient und beiden Indien geschickt, so wie die länglichen mehr in Afrika, und die größten überhaupt im Orient, vorzüglich auch in Konstantinopel, als Schmuck des Turbans, sehr geschätzt sind.

Diejenigen Bewohner des glücklichen Arabiens, die sich zur mohamedanischen Religion bekennen, brauchen die Korallenschnüre, die Zahl ihrer Gebete zu bestimmen; und nach den Zeugnissen mehrerer Reisenden, wird kein Todter ohne einen solchen Rosenkranz zur Erde bestattet.

Einige Nationen geben den blaßrothen, andere den dunkelrothen den Vorzug. Die Griechinnen und Türkinnen lieben das Blaß-

rothe an den Korallen. Schöne Griechinnen, mit diesem rosenfarbenen Schmucke behangen, scheinen noch schöner, voraus gesetzt, daß etwas auf der Welt im Stande ist, die Modelle der Schönheit zu verschönern. Den Negerinnen hingegen kleidet die blutrothe Farbe. Wenn sie ihren Hals mit Schnüren großer Korallenperlen, gleich angereiheten Kirschen, zieren, so giebt dies brennende Roth ihren schwarzen Gesichtern und feurigen Augen einen ganz eigenen, reizenden Ausdruck. Nach China und ganz Indien, und nach dem glücklichen Arabien, gehen die großen Korallenkugeln. Diese Korallenkugeln kosten das Stück 1200 bis 1400 Livres. Hat eine Kugel den geringsten Riß, so fällt der Preis um 150 Livres und tiefer. Nirgends aber stehen die Korallen im höhern Werthe, als in Japan, wo man

sie den Edelsteinen vorzieht. Der vornehme Japaner bezeichnet durch die Größe des Korallenknopfs, womit er seine Beuteltasche verschließt, seinen Stand. In Bologna tragen alle unverheirathete Mädchen vom Mittelstande rothe Korallen-Halsbänder; und noch vor der letzten Theilung von Polen, berechnete man in diesem Lande unter dem schönen Geschlechte die jährliche Konsumtion von diesem Artikel des Luxus auf mehr denn 100,000 Dukaten.

Ob ehemaliges Vorurtheil, wegen gewisser den rothen Korallen angedichteter Wirkungen, unsere europäischen Damen jetzt noch abhalten sollte, sie statt Halsschmuck, Ohrgehänge, Armbänder ꝛc. zu tragen? Es scheint wenigstens in unsern sich von den Fesseln des Aberglaubens immer mehr losreissenden Zeiten nicht wahrscheinlich. Vielleicht sehen wir sie

bald als allgemeine Mode, zumal da die Perlen bereits in Paris anfangen, ein altmodischer Putz zu werden.

Die Heilkräfte der Korallen wurden ehedem für sehr groß gehalten; das bezeugen die zahllosen Bereitungen, mit denen die Apothekerbücher, vorzüglich des 17ten und der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, angefüllt sind. Man suchte sie durch Cohobiren, Destilliren, Sublimiren, Solviren, Präcipitiren ꝛc. in der Form von Saft, von Magisterium, von Quintessenz, von Geist, von Tinktur ꝛc., als so viele zuverläßige Mittel gegen alle Krankheiten, ja gegen den Tod selbst aufzustellen. Vorzüglich ist die Zahl der Tinkturen beinahe Legion.

Ihre Wunderkräfte sind nun vergessen; höchstens daß man sie noch zu Zahnpulvern mischt, wo sie blos auf mechanische Art, wie

jedes andere erdigte Mittel, auch zu wirken scheinen. Ob ihre schöne rothe Farbe nicht in Färbereien genutzt werden könne? darüber verlohnte es sich wohl der Mühe, daß geschickte Scheidekünstler Versuche anstellten.

Vermittelst dieser Korallenperlen und Korallenfragmente, die auf der Küste von Guinea, an den Ufern des Senegal u. s. w. vor dem Golde bei weitem den Vorzug haben, wird ein großer Theil des Negerhandels getrieben. Für die unwiderstehlichen Reize einer Korallenschnur, verkaufen Mütter ihre Töchter; — Väter übergeben ihre Söhne einer ewigen Sklaverei, für eine gewisse Zahl dieser Korallenperlen.

Man macht auch falsche Korallen von der rothen Korallenmaterie nach; wenn nämlich die Korallenzinken aufgeschlossen und die

rothe Essenz davon geschieden worden ist, so formirt man sie aus der übrig gebliebenen Masse, und tingirt sie mit ihrer eigenen Essenz. In Nürnberg und Geißlingen wissen die Kunst- und Knochendrechsler die Knochen dergestalt roth zu machen, und solche Korallenkügelchen daraus zu drehen, daß der Kenner sie kaum von den ächten unterscheiden kann. Uebrigens mögen die falschen vor allen noch so künstlich nachgemacht seyn, so haben sie doch nie den kalten Angriff wie die natürlichen, auch nicht die lebhafte Farbe, und lassen sich nicht auflösen.

Anmerkung zu Seite 65. Brisson in Frankreich hat ein neues Merkmal entdeckt, wodurch sich orientalische Steine von den unächten unterscheiden lassen. Es besteht in der doppelten Brechung der Lichtstrahlen, wozu noch die specifische Schwere kommt. Zeiget

Flittern und Filigranarbeit.

Die Flittern sind die kleinen, dünnen, runden, in der Mitte durchlöcherten Metallplättchen, die von vergoldetem oder versilbertem Metall, oder auch von Stahl gemacht, und zu mancherlei Schmuck, zu ächter und zu unächter Stickerei gebraucht werden. Sie sind eine Erfindung Frankreichs, und erst seit hundert Jahren in Deutschland bekannt. Ihre

eine einzige Fassette des Steins ein doppeltes Bild von einem etwas entfernten Gegenstande; so ist der Stein zuverläßig kein orientalischer, sondern ein Flußspath, erkünstelter Glas u. s. w. Die specifische Schwere allein ist noch kein hinlänglicher Beweis für die Aechtheit des Steins, weil es unächte farbige Steine giebt, die fast einerlei Schwere mit den farbigen Diamanten haben; ist aber der Beweis durch Refraction damit verbunden, so gilt beides zusammen einen untrüglichen Beweis.

Verfertigung, die lange ein großes Geheimniß war, geschieht auf folgende Art: Man spinnt den Gold, oder Silberdrath auf einer Nadel dicht an einander, wie man Kantillen zu machen pflegt. Ist die Nadel voll, so werden einzelne Windungen mit der Scheere abgeschnitten, und auf einem kleinen glatten stählernen Ambos, (der mit Blutstein zum Gold, und mit Zinnasche zum Silber polirt ist), mit einem starken Hammerschlage geplattet, da dann in der Mitte das kleine Loch übrig bleibt; und die Enden der Windungen oder Ringelchen genau vereinigt sind.

Das feine, gefällige und regelmäßige Drathgespinst, in welches sich zarte Körnchen mit einmischen, hat daher seinen Namen Filigran (Kornfaden). Es ist eine ur-

alte Erfindung der Morgenländer, und noch jetzt verfertigen die Türken, Armenier, Hindus und andere ostindische Völker wahre Meisterstücke in dieser Art, und was noch mehr zu bewundern ist, mit höchst unvollkommnen Werkzeugen. Die Arbeit kam sonst nur aus den Händen der schönen Bewohnerinnen einsamer Zellen, aber seit mehrern Jahren ist es auch eine Beschäftigung der Weltdamen, und eine Zierde kleiner Putzsachen geworden. Man bedient sich dazu eines feinen, flachkrausen, gezogenen Draths, der zwischen zwei Stahlwalzen flach geglättet worden. Zwei Fäden von diesem werden mit einem groben Drath zusammengedreht oder angezwirnt; und nachher aus diesem also zusammengedreheten Drathe das Laubwerk, oder diese und jene beliebige

Gestalt gewunden. Die Enden lötet man an der Lampe zusammen.

Künstliche Blumen.

Unter den schönen Erfindungen und Nachahmungen ist die Kunst, die Natur in ihrem Schmucke, in der Schöpfung ihrer Blumen, Blüthen und Pflanzen darzustellen, gewiß eine der angenehmsten. Sie stammt aus China, wo sie uralt, und in ihrer größten Vollkommenheit ist; aber der unbekannte Stoff, aus welchem sie dort verfertigt werden, ist zerbrechlich, sobald er dünne wird, und fast so vergänglich, wie die Blumen der Natur.

In Italien ist diese Kunst nicht weniger alt, und schon der Name italienische Blumen, den man den künstlichen Blumen überhaupt giebt, beweiset, daß sie nach dem übri-

gen Europa zuerst aus diesem Lande kamen. Ein großer Theil des Adels giebt sich daselbst mit ihrer Verfertigung ab. Den Urstoff dazu gaben die getrennten Häute des Cocons der Seidenwürmer her, weil die Häute, ihres klebrigten Wesens wegen, sich gut formen lassen. Wenn aber die Blätter der Blumen groß sind, so bedient man sich auch des steifen Papiers, des Pergaments, Flohres oder seidener Zeuge. Oefters muß auch aus Sammet, von allerlei Sorten, eine Blume gemacht werden, wenn ihr äußeres Ansehen sammetartig ist, wie es z. B. bei den Ranunkeln und andern der Fall ist.

Außer den seidenen Cocons, als dem Urstoff, woraus diese Blumen bestehen, bedarf man noch arabisch Gummi-Traganth, feinen Eisendrath und Baumwolle; Geräthschaften

schaften aber sehr wenige, außer den Stangen und Formeisen. Die erste Beschäftigung, welche in der Blumenmanufaktur vorgenommen wird, ist, daß man die Cocons, nachdem sie ausgelesen worden, damit keine schmutzige darunter seyn, nach ihren verschiedenen Lagen von einander schält oder streift. Es ist dieses gemeiniglich eine Beschäftigung für kleine Mädchen, welche die Arbeit mit ihren zarten Fingern am besten verrichten können. Diese abgezogene Häute werden nach ihrer Güte oder Feinheit sortirt, dann auf Fäden gezogen, und ihnen die Farbe mitgetheilt. Nach der Trocknung kommen sie endlich in die Hände der Mädchen, die ihnen ihre bestimmte Gestalten geben sollen. Es ist ein wahres Vergnügen, so viele arbeitsame Frauenzimmerhände zu sehen, wo jede in ihrem Fa-

che sich gleichsam spielend bestrebet, zum Ganzen beizutragen. Gemeiniglich sitzen die an einem Tische beisammen, die ein oder mehrere Blumen verfertigen, damit eine der andern an die Hand gehen kann. Die eine z. B. macht die Blätter, die andere giebt ihnen die gehörige Gestalt, noch eine andere macht den Stengel, und wieder eine andere setzet die einzelnen Theile zusammen, und bildet so das Ganze. Um das Bilden der Blumenblätter auf eine geschwinde, bequeme und leichte Art zu bewerkstelligen, hat man sogenannte, von einem Schweizer erfundene Stanzen, von allen möglichen Bildungen und Größen. Es sind eiserne, 8 bis 9 Zoll lange, gerundete Bolzen, die bald dicker, bald dünner sind, nach dem Verhältnisse des Bildes, welches an ihrem Ende in ein Stück Stahl eingegraben

und im Umriß scharfschneidend und über sich erhaben ist. Außer den Stanzen braucht man noch andere Eisen, um den Blumen allerhand Biegungen und Gestalten mitzutheilen. Es sind lange Eisen, die in einem hölzernen Hefte stecken, und an dem Ende allerlei gebogene, geriefelte, gekrümmte und zugespitzte Figuren haben. In einer Stunde kann ein Mädchen, mit Hülfe der Stanze, auf die mit einem bleiernen Hammer geschlagen wird, viel hundert Blätter bilden. Die Italiener bedienen sich selten des Ausschneideeisens, daher auch ihre Arbeit zeitspieliger und kostbarer wird.

Die chinesischen Blumen hat Hr. Seguin in Paris zuerst mit Mark vom Hollunderbaum nachgemacht. Er ist auch der erste, welcher die Blumen von gefärbten Silberplättchen verfer-

tigt hat. Man hat auch künstliche Blumen von Gold, Porzellan, Baumwolle u. s. w.

Der Haarpuder.

Die Mode, den Haaren durch Aufstreuen eines gewissen Staubes eine beliebige Farbe zu geben, ist uralt. Nach der Erzählung des bekannten jüdischen Geschichtschreibers, Josephus, puderten sich die Reuter des Salamo täglich mit Goldstaub, damit ihre Haare, wenn die Sonne darauf schiene, glänzten. Die ältesten Vorfahren unserer israelitischen Schönen, puderten ihre Haare ebenfalls mit Goldstaub. Auch die griechischen Fürsten befahlen, daß sich ihre Leibwachen mit Goldstaub pudern sollten. Bei den Römern waren blonde Haare die Mode der eleganten Welt. Man färbte und parfumirte sie, man

salbte sie mit Essenzen, und um ihnen noch mehr Glanz zu geben, bestreute man sie, nach asiatischer Sitte, mit Goldstaub. Die Kaiser Verus, Galian, Komodus waren dieser Mode sehr hold; des letztern Haar war dadurch so glänzend geworden, daß, wenn die Sonne darauf schien, sein ganzer Kopf gleichsam im Brande zu stehen schien. Unser heutiger Puder war aber den Alten ganz unbekannt.

Man glaubt gemeiniglich, der Gebrauch des jetzt gewöhnlichen Haarpuders sey zugleich mit den Peruken aufgekommern; allein dieser Haarputz ist weit älter als jene Mode. Wahrscheinlich ist sie in Frankreich zuerst entstanden; denn so viel ist gewiß, daß man sich unter Ludwig dem XIV. *) schon puderte; aber diese Sitte war noch nicht allgemein,

*) Ludwig der XIV. starb 1715.

und Ludwig selbst haßte sie, und konnte nur mit vieler Mühe von einer seiner Liebschaften beredet werden, seiner großen schwarzen Peruke einen leichten Puderanflug geben zu lassen.

Brantome erzählt, daß die galante Margarete von Valois, voll Verdruß über ihre zu brunetten Haare, alle mögliche Künsteleien aufgeboten habe, um ihre Rabenschwärze zu mildern. Wäre der Puder damals, um das Jahr 1572, schon Mode gewesen, so hätte sie diesem vermeintlichen Uebelstande mit leichter Mühe abhelfen können.

Es scheint, als wenn anfangs das Pudern der Haare zu den sündlichen und frechen Moden gerechnet worden sey. Denn man ließt in einem französischen Journale von 1593, daß die Nonnen zu Paris mit gekräuselten und gepu-

derten Haaren durch die Straßen spazirten; und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts puderten sich nur noch die Schauspieler, und zwar blos auf der Bühne. Nach geendigtem Spiele klopften sie sorgfältig den Puder aus den Haaren. —

Es giebt vielerlei Materialien des Haarpuders; das Stärkmehl ist zwar das gemeinste und minder theuerste Ingredienz desselben; allein Bohnenmehl wird allgemein für den besten Bestandtheil des Puders gehalten. Man kann aus verschiedenen Pflanzen, besonders aus Flechten, aus dem weissesten Theile des verfaulten Holzes, z. B. der verfaulten Birke, aus der Fichte, aus Loh ꝛc., Puder verfertigen. Auf den molukkischen Inseln wird, wie R. Forster berichtet, aus einem Baume, Pandang genannt, ohne alle Zurichtung, ein

Puder gewonnen. Es wird nämlich die männliche Blüte wie Puder auf den Kopf gestreut, und wegen ihres süßen Geruchs von den Vornehmen unter dem Namen Hinanno gebraucht.

Der cyprische Puder wird ebenfalls aus dem Staube des verfaulten Tannenholzes gemacht. Man feuchtet ihn mit Wasser an, und knetet ihn zum Teige. Dann wird er von neuem pulverisirt, parfumirt und unter obiger Benennung der modischen Welt verkauft.

Eichenmoos, wohl gedörrt und zubereitet, giebt auch einen guten Puderstoff. Einige Parfumeurs vermischen es mit fein gestoßenen Eyerschaalen. Die schlechteste Sorte Puder wird von zerstoßenen Tabackspfeifen oder ausgedörrten und zubereiteten Knochen gemacht. Dieser Puder ist nicht allein schwer,

sondern sein Gebrauch ist auch für die Haare äußerst gefährlich.

Damit der Puder leichter werde und gut zerstäube, besprengt man das Stärkmehl mit Weingeist und läßt ihn langsam trocknen, wodurch er das bekannte Knistern beim Drücken bekommt. Einen guten Geruch giebt man ihm durch Oele und Essenzen. Ein Loth gestoßenes Violenwurz unter Ein Pfund Stärke, giebt ihm auch einen angenehmen Geruch.

Anfangs kannte man nur drei Sorten Puder: weissen, grauen und schwarzen. Des grauen bedienten sich Damen, welche das Fade ihres gar zu blonden Haares mildern wollten. Der schwarze wurde von den Schönen gebraucht, welche brunetter zu seyn wünschten, als sie die Mutter Natur gemacht hatte. Der blonde Puder wurde vor etwa 50

Jahren zuerst bei der Trauer für einem Könige von Frankreich Mode, denn man fand, daß er sehr gut zu schwarz kleide; dahingegen der weisse Puder zu grell damit kontrastire. Die Pariser Parfumeurs haben die Farbe des Puders auf alle mögliche Art nuancirt; es gab sogar einmal rosenfarbigen und grünen; mit dem letztern puderten sich vornehmlich die Brunetten.

Die ganze Bereitungsart des Puders besteht darin, daß die Stärke entweder mit kleinen Handmühlen, Pudermühlen, oder blos mit Walzen zermalmt, durch feine Haarsiebe etlichemal gesiebet, und dann mit Weingeist angefeuchtet wird. Der schwarze Puder wird aus Kork oder Mandeln, die man zu Kohlen brennt, fein zerreibt und siebet, verfertiget. — Bekanntlich sind in England die

bepuderten Köpfe von dem Ex-Minister Pitt mit einer Taxe belegt, und seitdem ist ihre Zahl größer als jemals gewesen.

Die Schminke.

Die Sitte, sich zu schminken, ist, wo nicht älter, doch eben so alt wie die des Haarpuders. Hiobs Töchter gebrauchten schon die Schminke, die aus Spießglas bereitet wird. Als der König Jehu die Prinzessin Isebel mit geschminktem Angesicht in ihrem Fenster sah, ließ er sie aus demselben herabstürzen *). Die morgenländischen Schönen schminkten sich besonders die Augen. Große schwarze Augen galten von jeher bei ihnen für eine Schönheit, und um ihnen das Ansehen eines weitern Umfangs zu geben, so färbten sich

*) 2 B. Könige, 9, 30.

die Damen die Augenwimpern rings mit einer Schminke, die eine Mischung von Spießglas und Galläpfel war. Die Alten kannten auch schon andere Mittel, die Schönheit des Gesichts zu erhöhen, z. B. Kreide, Bohnenmehl, Honig, Safran, sogar die Excremente des Krokodils. Die Griechen kannten die Schminke schon im heroischen Zeitalter. Europa entwandte der Juno ihre Schminkbüchse. Theophrast redet von einer Wurzel, aus der man eine rothe Schminke bereitete. Von den griechischen Damen lernten die römischen das Schminken. Unter den Ruinen des Herkulans fand man kristallene Schminkbüchschen, die ganz den unsrigen ähnlich, und noch mit rother Schminke, die sich vortreflich erhalten, angefüllt waren. Ovid giebt Vorschriften zu einer Schminke, und Martial spottet der ge-

tünchten Gesichter. Einige römische Damen ließen sich das Gesicht mit in Eselsmilch geweichtem Brode aufschwellen. Die schöne Poppea gebrauchte eine fette, öligte Schminke, welche eine Art Larve war, die man einige Zeit auf der Haut liegen ließ, und dann wieder mit Milch ablösete. Sie machte eine sanfte, weiche Haut, und erhob die Weisse des Teints. Poppea, die Erfinderin dieser Larve, führte deswegen überall, sogar in ihrem Exil, eine Heerde Eselinnen in ihrem Gefolge. Zu Cäsars Zeiten schminkten sich die Britannier mit einer himmelblauen Farbe. Katharina von Medicis brachte zuerst die Mode der Schminke aus Italien nach Frankreich. Von da kam sie bald, besonders unter Ludwigs XIV. Regierung an die übrigen europäischen Höfe. In Wien sah man die

ersten deutschen geschminkten Damen. Die russischen Damen verstanden schon vor dem Zaar Peter I. roth aufzulegen, sich die Augenbraunen zu zwicken, sie zu malen und sich künstliche zu verfertigen. Die enropäischen Damen auf den amerikanischen Inseln bedienen sich, um ihren von der Sonne zu sehr verbrannten Teint aufzufrischen, der ersten Rinde eines gewissen Baumes, den die Engländer Cusheco Cherry Tree nennen. Sie reiben sich damit das Gesicht, welches davon aufläuft und schwarz wird, bis die vom Saft der Rinde gefressene Haut, sich nach 5 oder 6 Tagen stückweise abblättert. Man bleibt dann noch ohngefähr 14 Tage im Zimmer, und bekommt nach Verlaufe dieser Zeit eine ganz neue, weisse und sehr zarte Haut. Die französischen Parfumeurs haben diese Rinde schon

bei Verfertigung einer Pomade benutzt. In China braucht man jährlich für 10 Millionen Thaler Bleiweiß und Zinnober, blos für die Mädchen, die in den kaiserlichen Pallästen dienen.

Die Beschreibung von den verschiedenen Arten, durch Schminke seine Reize zu erhöhen, die unter allen Völkern des Erdbodens, den rohen sowohl als den verfeinerten, herrschen, würde ein ganzes Buch anfüllen. Wollte man sich zur Vertheidigung dieses Gebrauchs auf das Alterthum und die Allgemeinheit desselben berufen, so könnte man viele ähnliche Sitten anführen, deren Misbrauch und Thorheit darum nicht im mindesten gerechtfertiget wird. Hat es jemals unter gesitteten, aufgeklärten und gebildeten Völker Weiber gegeben, die sich schminkten, so waren diese ge-

wiß nicht die gesitteten. Eine Bemerkung, deren Richtigkeit genau eintrift, und sich allenthalben bestätiget. Denjenigen Damen, die überzeugt sind, daß nur die Würde ihrer Seele sie adelt, daß sie schön im kunstlosen Schmucke, groß und erhaben im einfachsten Gewande erscheinen, muß es allerdings kränkend seyn, wenn sie, in Ansehung eines so elenden Firnisses, den despotischen Befehlen der Etiquette nachgeben müssen, und sie verdienen unser ganzes Mitleid! — Doch ich will hier nicht von der Thorheit *) der Schminke, sondern von ihren Bestandtheilen reden.

*) Wie viel sich die Frauenzimmer an körperlichen und geistigen Reizen durch das Schminken rauben, darüber bitte ich alle diejenigen, die verständigen Männern zu gefallen wünschen, dasjenige nachzulesen, was in dem Taschenbuche, Anmuth und Schönheit, 2te Auflage gesagt worden.

Die älteste Schminke war, wie oben bemerkt worden, die schwarze Spießglas-Schminke der Augen und Augenbraunen. Sie wurde nachher von der weissen und rothen verdrängt. Zur weissen gebrauchte man eine Kreideart von einer Insel des Archipelagus. Die rothe wurde zuerst von einer rothen Wurzel bereitet, in der Folge nahm man eine andere Mischung dazu, dessen Hauptbestandtheil der Schaum von heissem Purpursafte war. Jetzt sind ihre Hauptbestandtheile der Karmin, bekanntlich eine Bereitung aus der Cochenille und dem Talkstein, ein speckicht-kalkartiger Stein, der sich von vorzüglicher Güte in dem venetianischen Gebiete findet; er wird sehr fein pulverisirt, mit roth versetzt und zur Schminke bereitet. Anstatt des Karmins aus Cochenille, bedient man sich auch

mehrentheils des Saflors, der in Ostindien und China einheimisch ist, und auch in Deutschland gepflanzt wird. Man bereitet daraus das sogenannte Rouge vegetal, oder Rouge d'Espagne. Der Saflor enthält einen gelben und rothen Färbestoff. Will man den letztern gewinnen, so muß der erste zuvor gänzlich ausgewaschen werden. Die Saflorblumen werden in einem leinenen Sacke getreten, bis das Wasser nicht mehr gelb wird. Alsdann wird er naß mit Potasche, oder Sode, oder Weinsteinsatz bestreuet und damit durchgeknetet, nach einiger Zeit mit Wasser begossen und alsdann ausgedrückt, wodurch eine dunkelbraune Brühe erhalten wird. Aus dieser Brühe können die Farbetheile durch jede Säure niedergeschlagen werden, aber keine giebt eine so schöne Röthe, als ein reiner, klarer Zitronensaft.

Der Niederschlag wird von neuem geläutert, mit gepulvertem Talkstein vermischt, mit Zitronensaft oder Wasser zu einem Teige geknetet und so in Büchsen eingedrückt. Mennich, der aus reinem Blei und Zinnober, oder Vermillon, der aus Quecksilber und Schwefel durch die Kunst gewonnen wird, sind wohlfeilere, aber weit gefährlichere Bestandtheile der rothen Schminke. Die Zinnoberschminke ist weit schwerer, als die aus Karmin und Saflor, und fällt weder in Weingeist, noch einer Potaschen-Auflösung zu Boden, und verliert auch nicht seine Farbe. — Ehemals machte man weisse Schminke aus gebrannten und zu Pulver gestoßenen Perlen, unter dem Namen Blanc de perles; sie ist aber zu theuer, und wird jetzt aus andern Bestandtheilen, aus Bleiweiß, mit carne de ris, Mastix, Gummi ꝛc. ge-

mischt. Wenn man Wismuth in Scheidewasser auflößt und dann Wasser zugießt, so fällt derselbe als ein glänzendes weisses Pulver zu Boden; dies ist das sogenannte Spanisch-Weiß oder Blanc d'Espagne, welches das gefährlichste Gift für Gesundheit und Schönheit ist.

Man hat zwar in den neuern Zeiten die Kunst, die rothe und weisse Schminke durch mancherlei Erfindungen zu verfeinern und zu bereichern, gesucht; man hat durch Wasser, durch Essig und durch Zubereitungen aus Wurzeln und Pflanzen, die Schminke von dem gerechten Vorwurf der Aerzte zu befreien sich bemüht, daß sie die Haut verderbe, runzlich mache, und oft die schrecklichsten Folgen für die Gesundheit habe; allein die Parfumeurs geben unter einem andern Namen und unter einer andern

Gestalt, immer dieselbe Sache, mit dem Unterschied, daß sie theils an sich mehr und weniger schädlich ist, theils schneller und langsamer, auf einer oder der andern Weise, ihre verheerenden Folgen zeigt.

Das Spinnen und das Spinnrad.

Unter den häuslichen Beschäftigungen des schönen Geschlechts, ist das Spinnen und Weben eine der ältesten. Einige glauben, man habe die Kunst, Garn zu spinnen und zu weben, der Spinne abgelernt; andere meinen, diese Erfindung komme von der Betrachtung der innern Haut gewisser Bäume her. Der Sage nach soll Naema, die Schwester des Tubalkain, das Spinnen erfunden haben. Merkwürdig ist es, daß fast alle Völker die Erfindung des Spinnens und Webens einem

Frauenzimmer zuschreiben. Die Egyptier geben die Isis, die Griechen die Pallas, die Lydier die Arachne, die Chineser die Gemalin ihres ersten Kaisers, Yao, die Peruaner die Mamaoella, für die Erfinderin des Spinnens an. Das älteste Werkzeug zum Spinnen ist die Spindel. Homer erwähnt schon derselben. Die Mutter der Nausikoa spann mit der Spindel purpurne Wolle; auch schenkte die Alkandra der Helena einen goldnen Spinnrocken. Salamo gedenkt auch des Rockens und der Spindel. In Schlesien und andern Orten wird noch mit der Spindel gesponnen. Das gemeine Spinnrad mit Einer Spule, oder das Tretrad, soll im Jahre 1530 von Jürgens in Wattemmüttel bei Braunschweig erfunden worden seyn. An dem Orte, wo er gewohnt hat, steht jetzt ein

Wirthshaus, welches das Spinnrad heißt. Es gab aber schon im 15ten Jahrhundert zu Nürnberg Rockenmacher und Haspelmacher. Auf dem gemeinen Spinnrad kann man zwar geschwinder spinnen als auf der Spindel, aber nicht so fein, weil man wegen der Schnelligkeit des Rades den Faden nicht ganz in seiner Gewalt hat. In Paris verfertigt man Spinnräder, mit denen zugleich eine Weife verbunden ist. Die Spule ist so eingerichtet, daß man den Faden gar nicht fortzuhängen braucht, weil er sich nicht ringelweise, sondern über die ganze Spule egal, erst vorwärts und dann rückwärts, aufwickelt. Während daß man die eine Spule vollspinnt, wird zugleich eine andere von selbst abgeweift, und sobald die Weife eine Zahl enthält, zeigt es

das Spinnrad durch einen besondern Ton an, den es von sich giebt.

Das Spinnrad mit doppelter Spule ist ein solches, woran man mit beiden Händen zwei Faden zugleich spinnen kann. Es heißt auch zweispuliges oder Doppelspinnrad. Der Erfinder desselben (1765) ist der Prediger Trefurt zu Riede im Hannöverischen. Der Herr Sekretär Schröder in Gotha hat ein neues doppeltes Spinnrad erfunden, welches sich seines natürlichen und simplen Mechanismus wegen, vor dem Trefurtschen empfiehlt, das Spinnen sehr erleichtert, und doppelten Ertrag giebt. Da das Spinnen seit einiger Zeit eine neue Modearbeit der Damen geworden ist, und man an dem Ruhme unserer alten Hausmütter Geschmack zu finden scheint, Kisten und Kasten mit Leinenzeug anzufüllen,

um dereinst die Kinder bei der Ausstattung gut versorgen zu können, so ist das Schrödersche Spinnrad vorzüglich zu empfehlen. Auch ist es eine Lust, Spinnerinnen am Doppelspinnrade zusehen, wie ihre Hände und Finger beschäftiget sind, wie ihre Hände bald zusammen herablaufen, bald vor einander vorbei fliehen, sich bald nähern, bald wieder entfernen, und solchergestalt ein ewiges Spiel treiben. Sind das nun schöne Hände, welch ein reizender Anblick für den Anbeter! Also auch darum, daß dieses Werkzeug außer seinen häuslichen Vortheilen ein so gutes Maintien und so vielen Reiz verschafft, ist das doppelte Spinnrad dem ganzen weiblichen Geschlechte zu empfehlen. Das Schrödersche Rad wird zwar in Gotha vorzüglich gut verfertigt, und kostet einen Laubthaler; indeß finden sich fast in allen

großen Städten Exemplare davon, wornach sie jeder geschickte Drechsler herstellen kann.

Treffen vorzügliche Güte des Flachses und Geschicklichkeit der Spinnerinnen zusammen, so muß man über das zarte Gespinnste erstaunen, welches Menschenhände bereiten können. Die niederländischen und indischen Spinner behaupten bis jetzt den Rang über alle in der Welt.

Der Bürger Quatremere D'Isjonval, Oberst im Dienste der batavischen Republik, hat eine Maschine erfunden, mittelst welcher Blinde Hanf spinnen können. Er hat sie so eingerichtet, daß auch Soldaten, die Arme und Beine verloren haben, daran zu arbeiten im Stande sind.

Die Leinwand.

Das gesponnene Garn wird entweder gewebt oder gezwirnt. Wenn das Garn zur Kette auf Bobinen oder hölzerne Spuhlen, und das zum Einschlag auf Spuhlen von Schilfrohr aufgespuhlt ist, so wird die Kette aufgezogen und in zwei gleiche Theile abgesondert, welches in der Kunstsprache die Kette scheeren heißt. Diese bestreicht der Weber mit einem dünnen Mehlbrei, damit sich die Fäden nicht flocken; zum gebleichten Garn nimmt man anstatt des Mehlbreies saure Milch. Diese Arbeit heißt schlichten. Ein einziger Blick in die Werkstatt eines Leinwebers giebt einen deutlichern Begriff von seiner Arbeit und von seinen Werkzeugen, als die beste und vollständigste Beschreibung; ich übergehe daher diese, und bitte alle Damen, die sich über

die Verfertigung ihres Lieblings-Fabrikats belehren wollen, durch die Anschauung in wenigen Minuten zu unterrichten.

Das Weben war in den ältesten Zeiten bei den Israeliten, Griechen und andern die Beschäftigung der Frauenzimmer. Penelope, Kalypso und Circe, webten auf dem Weberstuhl. Gehe heim, sagt Telemach beim Homer zu seiner Mutter, besorge deine Geschäfte, Spindel und Weberstuhl. Daß die alten Deutschen Leinwand verfertigen konnten, wissen wir aus dem Tacitus, denn ihre Frauen kleideten sich in Leinwand, die sie purpurfarben färbten. Der Weberstuhl war ursprünglich sehr einfach. Die Kette war senkrecht gespannt, und man webte stehend. Die Egyptier änderten dies zuerst ab, spannten den Faden horizontal und webten sitzend. Die In-

dianer haben noch den Weberstuhl von egyptischer Einfalt beibehalten, und weben, wiewohl mit unbeschreiblicher Langsamkeit, Zeuge von bewundernswürdiger Feinheit und Schönheit. Der Professor Merrem zu Duisburg hat 1790 eine Weber-Maschine erfunden, welche von Pferden oder Wasser getrieben, mehrere Weberstühle bewegt, mit der man alle Arten glatter Zeuge weben kann, und wobei nur wenige Menschen nöthig sind. Auch in Wien ist 1791 eine ähnliche Weber-Maschine erfunden worden, die durch Wasser oder eine andere Maschine getrieben wird, und alle Arten von Gespinnste so gut als immer eine menschliche Hand von selbst weben soll. Durch ein einziges Rad können 8 solcher Weberstühle in Bewegung gesetzt, und alle von Einer Person versehen werden.

Die Leinwand wird eingetheilt in:

1) Hausleinwand, welche die Stadt- und Landleute selbst machen lassen, aus Flachs, den sie selbst gezogen, und Garn, das sie selbst gesponnen haben, und die außer dem Bleichen weiter keine künstliche Appretur hat.

2) Kaufleinwand, welche die Fabrikanten und Leinwandhändler im Großen verfertigen zum Marktverkauf zubereiten und appretiren lassen.

3) Flächsene Leinwand, die blos aus flächsenem Garn gewebt wird.

4) Heeden- oder Wergleinwand, welche aus dem kurzen Werg, das aus dem Flachs ausgehechelt ist, und Heede oder Werg heißt, verfertigt wird.

5) Die hansene Leinwand ist von Garn aus Hanf gesponnen, mehrentheils sehr

grob, doch giebt es auch solche, die der fläch-
senen nichts nachgiebt, außer daß sie nie so
weich wie diese wird. Sie wird besonders
häufig in Polen verfertigt, und meistens zu
Seegeltuch und Tauen verarbeitet.

6) Halbflächsene Leinwand, die halb aus flächsenem, halb aus hanfenem Garn besteht.

7) Rohe, (ungebleichte oder graue) gebleichte, halbgebleichte, weisgarnige Leinwand; letztere ist aus gebleichtem Garn gewebt.

8) Glatte Leinwand, die ohne Erhöhungen, Muster, Blumen und Streifen ist.

9) Gebildete oder gekieperte Leinwand, von welcher der Damast und Zwillig die bekanntesten Arten sind. Der leinene Damast, (denn es giebt auch wollenen und

seidenen Damast) wird zu Tafelgedecken gebraucht. Das Wesentliche desselben besteht darin, daß durch den veränderten Gang der Kettenfäden, allerlei Blumen und Bilder auf einem glatten Grunde gewebt werden. Dies geschieht vermittelst des Zuges, daher es gezogene Arbeit heißt. Der Damastweber macht auch auf seinem Stuhl Doppelleinwand, die auf jeder Seite eine andere Farbe hat, jetzt aber nicht mehr üblich ist. Der Zwillig wird auf ähnliche Art, wie der Damast verfertiget, nur daß die Umrisse der Figuren in demselben alle rechtwinkligt (gradelinigt), bei dem Damast aber in schiefen Winkeln (krummlinigt) sind; ferner macht bei dem Damast die Kette, bei dem Zwillig der Einschlag das Gebilde. Auch bringt man die Figuren in dem Zwillig durch das Treten mit

dem

den Fußschemeln hervor, und wird also im Gegensatz des Damasts Fußarbeit genannt. Er dient ebenfalls zu Tafelzeug. Es giebt auch gestreiften Zwillich, wo der Kieper, anstatt eckige Figuren zu bilden, der Länge nach hinunterläuft, und dann heißt er Drell oder Drellig. Die feinsten Sorten geben den Bettzwillig, die groben braucht man zu Säcken, Bauerkitteln ꝛc.

10) Steifleinwand, Schetter, Futterleinwand, ist diejenige Leinwand, der man, mit Gummi oder Leim getränkt, einen gewissen Grad von Steifheit ertheilt. Sie ist von verschiedener Feinheit und von allen Farben, und wird unter andern von den Schneidern unter die Knopflöcher und Knöpfe gelegt. Die feinere (Glanzleinwand) wird

gefärbt, gerollt, mit weisser Stärke gesteift, und auf dem Glätttische geglättet.

Nach der Art, wie die Leinwand verkauft zu werden pflegt, wird dieselbe eingetheilt in Bällchen oder Ballenleinwand, von 15, 20, 30 Ellen; Schockleinwand, zu 60 Ellen das Stück; Webeleinwand, nach der Webe, 72 Ellen lang; Rollleinwand, in großen Rollen, zu 100 Ellen das Stück, wie besonders die westphälische; Korbleinwand, welche in Körben verpackt und versandt wird, z. B. die Herforter; Restleinwand, die übrig bleibenden Reste von der ausgeschnittenen Leinwand.

Nach den Ländern oder Städten, wo die Leinwand gemacht wird, bekommt sie ebenfalls verschiedene Namen, z. B. die Greifenberger, Bielefelder rc. Die holländische,

schlesische und westphälische ist die ge-
schätzteste von allen.

Das Garn zur schlesischen Leinwand wird, wie schon oben bemerkt worden, meistens auf der Spindel, das zur andern aber auf dem Rad gesponnen. Das letztere Werkzeug giebt einen festern, rundern und gleichern Faden. Aber eben die entgegengesetzten Eigenschaften der Waare, das Weiche und Geschmeidige, macht den Werth der schlesischen Leinwand aus. Diese kommt dadurch dem Baumwollen-Gewebe näher, braucht weniger Zeit zum Abbleichen, und ist dünner, mithin tauglicher zum Drucken und Färben. Man befindet sie auch, ungeachtet ihrer wenigen Dichtheit, dauerhafter als die französische und andere. Die schlesische trägt sich ab, hingegen die andere bricht; denn der schlesische

Flachs ist seidenhafter, als vieler andere, und dann macht die Spindel einen hohlern Faden als das Rad.

Unter die Handlungsgeheimnisse, die nur Eingeweiheten bekannt werden, gehört die schlesische Schleiermanufaktur, die in der Gegend um Hirschberg schon über 200 Jahre einheimisch ist. Es giebt zwei Hauptgattungen Schleier: dicke (dichte) und dünne (klare). Die dicken Schleier unterscheiden sich von der Leinwand blos durch die Feinheit und durch die Appretur. Die dünnen Schleier sind ein lockeres und zartes Gewebe. Die Kette hat bei gleicher Breite mit der Leinwand weniger Faden, und der Einschlag ist lockerer. Streifen und Blumen werden bei den Grundfarben vom baumwollenen

Garn eingetragen, oder auch schon bei der Kette aufgezogen.

Das schlesische Gebirge hat von Natur zur Leinwandbereitung die vortheilhafteste Lage. Es hat wenig Ackerbau, desto mehr Waldung und schönes klares Wasser zum Bleichen. Alle Dörfer sind mit Weber angefüllt, und an den Wochenmärkten wimmelt es in den Städten Hirschberg, Landshut, Greifenberg, Waldenburg ꝛc. von Leinwebern, die ihre rohen Gewebe zum Verkauf bringen. Man kann kein einfacheres und zugleich lebhafteres Verkehr sehen. Der Kaufmann sitzt vor seiner Thüre auf einem etwas hohen Stuhl. Der Weber drängt sich hinzu, ihm sein Stück Leinwand zu überreichen; jener übersieht es mit einem Blick; drei Worte und ein Handschlag machen den Kauf. Der Kaufmann

schreibt im Augenblick mit Kreide oder einem Bleistift den bedungenen Preis auf der Mantel des Stücks. Der Weber geht damit nach dem Komtor, giebt die Waare da ab, und empfängt die Zahlung.

Die holländische Leinwand ist die glatteste, dichteste, und ohngeachtet ihrer Festigkeit, dennoch die feinste unter allen europäischen Leinwanden; man hat sie so fein, daß die Elle mit 12 holl. Gulden bezahlt wird. Jedoch ist bei weitem nicht alle die Leinwand, die für holländische verkauft wird, wirklich in Holland gewebt, noch viel weniger, wenn sie auch dort gewebt ist, aus dort gesponnenem Garn gemacht. Es giebt holländische Leinwand, deren Aufzug oder Kette aus holländischem Garn, deren Einschlag aber von schlesischem, böhmischem oder deutschem Garn ist;

eine andere Sorte holländ. Leinwand ist zwar in Holland von deutschem Garn gewebt, und noch eine andere Sorte haben die Holländer roh von den Schlesiern und andern eingekauft und nach ihrer Art zugerichtet und gebleicht.

Die Hauptsache bei dem Bleichen besteht darin, daß man das harzige Wesen, welches die graugelbliche Farbe der Leinwand verursacht, herausbringe, und den Fasern ihre ursprüngliche Weisse gebe. Das beste Auflösungsmittel der Harze ist das Laugensalz; weil das Harz aber in dem Innersten der Fasern sitzt, und diese durch das Spinnen und Weben dichter geworden sind, so muß man durch allerlei Handgriffe dem Laugensalze den Zugang eröffnen, daß es überall eindringen kann. Die Feuchtigkeit und die Sonne bewirken sodann die vollkommenste Reinigung. Die

ganze Behandlung des Bleichers geht also dahin, daß die Fasern der Leinwand aufgelockert werden, und das Laugensalz dieselben recht durchdringe; das übrige thut die Luft und die Sonne. Die berühmtesten Leinwandbleichen sind bis jetzt die irländischen, westphälischen und holländischen, besonders die letztern. Wenn man das beste in seiner Art kennt, so kann man leicht das schlechtere machen, und also wollen wir vor andern die holländische Methode, feine Leinwand zu bleichen, beschreiben, wenn sie auch für unsere gewöhnliche Hausleinwand zu umständlich oder zu kostbar seyn sollte.

Zuerst wird die Leinwand eingeweicht. Man schichtet sie zu dem Ende in ein großes Faß, schüttet halb Lauge und halb Wasser darauf, oder noch besser, warmes, mit Rog-

genmehl vermischtes Wasser, so daß alles vollkommen bedeckt ist. Sechs bis zwölf Stunden nachher fängt es an zu gähren und zu schäumen. Die Leinwand schwillt auf, und man muß sie mit einem Deckel niederhalten. Nach 36 bis 48 Stunden sinkt der Schaum zu Boden, und noch ehe dies geschieht, nimmt man die Leinwand heraus. Hierauf walkt man sie entweder in einer Walkmühle oder blos durch Klopfen und Stampfen, damit die durch die Gährung aufgelöseten Unreinigkeiten heraus gebracht werden. Nach dem Walken trocknet man sie auf der Bleiche, schichtet sie dann wieder in ein Faß und gießt die eigentliche Lauge darauf, welche aus Weinsteinasche oder aus Potasche und Sodasalz gemacht wird. Man lößt von beiden gleich viel in warmes Wasser auf, und wenn sich alles gesetzt hat,

klärt man die Lauge oben ab. Zugleich läßt man schwarze Seife in heissem Wasser zergehen, gießt den zwanzigsten Theil davon zu jener Lauge hinzu, und läßt es ein wenig mit einander kochen. Diese Lauge schüttet man lauwarm in das Faß auf die Leinwand, tritt sie mit Füßen, worüber man reine Holzschuhe gezogen hat, und läßt sie dann einige Zeit weichen. Wenn die Lauge kalt geworden ist, zapft man sie ab, wärmt sie, gießt sie wieder auf, und fährt damit 6 bis 7 Stunden fort. Zuletzt bleibt alles 3 bis 4 Stunden wieder stehen, worauf die Lauge wieder abgezapft wird. Diese Arbeit heißt Bauchen. Den folgenden Morgen bringt man die Leinwand auf die Bleiche und begießt sie, wenn die Sonne scheint, 6 Stunden unaufhörlich, nachher aber, so oft sie trocken wird; des Nachts gar nicht.

Den andern Morgen begießt man sie noch ein paarmal, und schichtet sie dann wieder in das Faß. So fährt man wechselsweise fort, indem man einen Tag baucht, und den andern bleicht; nach 4 bis 5 Wochen ist sie fertig. Die letzte Zeit macht man die Lauge etwas schwächer. Endlich schüttet man Buttermilch oder saure Milch, mit einem Drittel Wasser vermischt, in das Faß, soviel hinreichend ist, eine Lage zu bedecken, und tritt sie mit bloßen Füßen; hierauf wieder Buttermilch und wieder eine Lage Leinwand, und so fährt man unter beständigem Treten fort, bis das Faß voll ist, welches mit einem durchlöcherten Deckel beschwert wird. Bald darauf entsteht eine Gährung, die man 5 bis 6 Tage dauern läßt. Nun spühlt man sie im fließenden Wasser ab, wäscht sie noch in Seifenwasser,

legt sie wieder auf die Bleiche, begießt sie einigemal, trocknet sie dann, und zieht sie durch blaue Stärke. Alle diese mühsame Arbeit scheuet der unverdroßne Holländer nicht, um seiner Leinwand den ersten Rang zu verschaffen. —

Seit ungefähr 15 Jahren hat man eine neue, sogenannte chemische Geschwindbleiche entdeckt. Wir verdanken dieselbe eigentlich den französischen Chemikern. Scheele fand, daß die gemeine Salzsäure, wenn sie ihres brennbaren Wesens beraubt wird, viele Farben zerstöre. Bertholet schlug daher die übersaure Salzsäure zuerst zum Bleichen der Leinwand vor. Was die Theorie dieser Scheidekünstler lehrte, war zwar schon längst jedem Färber bekannt, nämlich, daß, vermittelst der Dämpfe von brennendem Schwefel,

die Weisse der seidenen und wollenen Stoffe bis aufs Höchste getrieben werden könne; man benutzte diese Wirkung in allen Manufakturen, aber noch fiel es Niemanden ein, diese Erfahrung weiter zu verfolgen. Die Versuche mit dieser chemischen Bleiche wurden zuerst im Großen in Frankreich, Irrland, Flandern, Dännemark und der Schweiz gemacht, und im Kleinen hie und da in Deutschland. Der Komerzien-Rath Waldkirch, und besonders der Kaufmann Adolph in Schmiedeberg, waren die ersten, welche die Geschwindbleichen in Schlesien im Großen mit glücklichem Erfolge versuchten. Im J. 1798 gelang es letzterem, den geschickten Chemiker Röseler aus dem Hildesheimischen zu engagiren, und nachdem die dazu erforderlichen

Gebäude aufgeführt worden, dieses Bleichen im Großen zu betreiben.

Die chemische Verfahrungsart besteht darin, daß man eine aus Braunstein und gemeiner Salzsäure entwickelte, dephlogistisirte oder übersaure Salzsäure, mit 4 bis 6 Theile Wasser, durch Schütteln vereinigt, und dann die Zeuge, nachdem sie vorher 2 bis 3 Tage im Wasser eingeweicht worden, ausspült, und sie 3 Stunden mit einer alkalischen Lauge kochen läßt, sie wieder spült, mit einer schwächern alkalischen Lauge kocht, dann wieder spült, sie in mit übersaurer Salzsäure angeschwängertes Wasser (Bleichwasser) taugt, und sie wieder heraus ziehet. Mit diesem wechselseitigen Eintauchen fährt man so lange fort, bis das Bleichwasser seinen eigenthümlichen Geruch beinahe ganz verloren hat; sobald man

dieses bemerkt, nimmt man frisches Bleichwasser und fährt mit dem wechselseitigen Eintauchen und Herausziehen so lange fort, bis auch dieses entkräftet ist; nun nimmt man wieder frisches, und wiederholt dieses so oft, bis das Bleichwasser, troß des wiederholten Eintauchens, seinen Geruch nicht mehr verliert. Diese Arbeit kann zwei bis drei Stunden dauern. Nach Beendigung derselben kocht man die Waare drei Stunden lang mit einer alkalischen Lauge, die nicht so stark als die erste, jedoch stärker als die zweite ist. Auf eben diese Weise wird die Arbeit mit leinenen Zeugen drei bis viermal, mit baumwollenen aber nur zweimal wiederholt. Auch ist die zur Leinwand gebrauchte Lauge zur Baumwolle gut genug. Zuletzt legt man sie drei Tage auf den Plan. Nach dieser Methode kann

man zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung, in einem Tage, Zeuge ohne alle Sonne eben so weis bleichen, als wenn man sie wochenlang auf der Bleiche liegen läßt. Die übrigen wesentlichen Vortheile bestehen darin, daß man bei der gewöhnlichen Bleichmethode in Schlesien, zu 100 Schock Leinwand 3 bis 4 Klafter Holz, bei der neuen hingegen nur 1 Klafter auf 100 Schock nöthig hat; bei dieser gebraucht man ungleich weniger Potasche, und die Leinwand wird nicht auf Kosten der Substanz gebleicht; man kann in einer Woche so viel fertig machen, als bei der alten in mehrern Monaten, und das Bleicherlohn kommt nicht so hoch zu stehen.

Batist, Kammertuch, Linon.

Die allerfeinste Art von Leinwand ist der Batist, nach dem Namen ihres ersten Verfertigers,

fertigers, Baptiste, so genannt. Dieses ganz dichte und weisse Gewebe, wird in den Provinzen Cambresis, Hennegau, Artois und besonders in der Picardie, aus dem schönsten französischen Flachse gemacht, der mit besonderer Sorgfalt dazu gebauet wird. Der Weberstuhl muß in einem feuchten, aber sehr hellen Keller stehen, weil in einem trocknen Zimmer die Faden oft zerreissen würden. Er unterscheidet sich von dem Kammertuche durch seine größere Dichtigkeit. Dieses ist klärer und zärter als jener, und wurde ehemals allein in der niederländischen Stadt Kamerich (Kambray), wovon es auch seinen Namen hat, verfertiget. Jetzt macht man es ebenfalls in der Picardie, auf dieselbe Weise wie den Batist. Ein Stück Kammertuch von 22 Ellen, wiegt nur 12 bis 16 Loth. Man hat

dessen dreierlei Arten, Batiste, wovon man die stärkste oder gröbste Art, holländische Batiste nennt, weil sie der holländischen Leinwand sehr ähnlich kommt. Diese wird fast alle zu Valenciennes oder dort herum verfertigt, und besteht aus Stücken von 12 bis 15 Ellen lang. Die beiden klaren Arten hingegen werden in Cambresis, Artois und der Picardie gemacht, und die klärste in halben Stücken von sechs bis sieben Ellen zusammengelegt. Doch haben die Unterkäufer die Gewohnheit, daß sie alle Stücke, so lang sie auch von den Webern verfertigt seyn mögen, nur von 12 Ellen machen, und diese noch einmal von einander schneiden. Ist der Ueberbleibsel gerade zwei Ellen oder mehr, so nennt man es Restchen und verkauft es so in Stückchen. Ist es aber weniger, so reihet man verschiedene an den

Zipfeln zusammen, und mißt sie nach der Elle ab. Alle Batiste sind fünf und eine halbe Viertelelle breit, und man hat schlechten, gestreiften und gesprengten Batist. Er wird in viereckigten Päckchen gepackt, mit glattem blauem Papiere umschlagen, und mit Bindfaden zusammen gebunden. Ein jedes solches Päckchen besteht aus einem ganzen Stücke, oder aus zweien zusammengelegten Halbstücken, deren jedes doch seinen eigenen Umschlag hat. Die Restchen und Stückchen werden eben so eingepackt, und alles zusammen in eigene, dazu verfertigte Kisten von weissem Holze geleget, und so verschickt. Auch St. Quentin liefert feine Batiste von allerlei Güte und Preisen, die unter dem Namen Coupons bekannt sind, und in Drittelstücken verkauft werden. In zwei französischen Städten der

österreichischen Niederlande werden ebenfalls eine Menge der schönsten Batiste gemacht, als zu Nivelle, Courtray, Meenen ꝛc.; auch in Deutschland *) jetzt an verschiedenen Orten; doch haben die französischen und niederländischen den Vorzug.

Die ostindischen Batiste oder Bastas, die besonders auf der disseitigen Halbinsel verfertigt werden, unterscheiden sich von den europäischen darin, daß viele feine Gold- und Silberfäden an beiden Enden des Stücks durchgezogen sind, imgleichen, daß an dem ersten Blatte eines jeden Stücks die arabische Blume von geschlungenem Golde ausgedruckt

*) Die schlesischen Batiste sind die allerfeinste Art von dem sogenannten dichten Schleier (Estopilles). Wahrscheinlich verfertigte man anfänglich diese Art Leinwand zur Kopfhülle der Nonnen, und nannte sie daher Schleier.

wird. Der indische Batist ist weit feiner, dichter und weisser als der europäische. Die Faden dazu sind so fein, daß selbst den Zwirn, der daraus gemacht wird, kaum das Auge bemerken kann. Für 2 Loth von diesem Zwirn mußte der Reisebeschreiber Tavernier, der ihn der Seltenheit wegen kaufte, 160 Thaler auf der Stelle bezahlen. Sie sind gemeiniglich anderthalb Ellen breit und bis 20 Ellen lang.

Linon ist noch feiner, zarter und klärer als Batist und Kammertuch. Er wird gleichfalls an den vorgenannten Orten von vorzüglicher Güte verfertiget. Man hat glatte, gestreifte und geblümte Linons. Linon wird jetzt auch in der Schweiz und in Schlesien, welcher letztere nichts weiter als eine dünne Gattung von Schleier ist, verfertiget.

Der Zwirn.

Unter dem feinen Zwirn ist der schlesische, holländische und niederländische am meisten geschätzt und in der Handlung bekannt. Von dem deutschen ist insonderheit der schlesische weisse Zwirn berühmt, womit vorzüglich in Neisse ein großer Handel nach Polen und Ungarn getrieben wird. Man hat davon groben oder starken, mittlern und feinen, die nach Stücken verkauft werden, welche nur eine Strehne halten. Der sächsische Zwirn ist auch sehr gut, denselben liefert die Stadt Grimma in großer Menge nicht nur nach Leipzig, sondern schicket auch vielen nach Holland, in das Reich und bis nach Italien. So sind auch in dem Dorfe Lampertswalde in dem Amte Großenhayn viele Zwirnmacher, deren Zwirn man jetzo dem

grimmeschen fast vorzieht. Nicht weniger ist der gebirgische Zwirn als ein schöner Zwirn bekannt, vorzüglich lobet man den laubegaster wegen der Festigkeit seines Fadens. Gleichfalls verfertigt man in Krain zu Bischofslack einen feinen weissen Zwirn, womit ein starker Vertrieb in andere Länder geschieht. Es kömmt aber doch keiner dem holländischen an Feinheit gleich, welcher zwar meistens aus schlesischem und westphälischem Garne gemacht wird; aber doch von den Holländern eine ganz andere Zubereitung erhält, als man ihm in dem Lande zu geben weiß, wo es gesponnen ist. Sie wissen den Zwirn nicht nur derber und dichter zu drehen, sondern auch dem allerfeinsten einen durchaus gleichen Faden zu geben, und ihn überdies auf eine ganz besondere Art schneeweis zu

bleichen. Darauf sortiren sie ihn in gewisse Strehnen, Weben, Nummern und legen solche zu ganzen, halben und viertel Pfunden, kurz und fest eingepackt, in dunkelbau Papier, auf welchem sie ihn außen durch eine gewisse Nummer, als die gröbste Art Nro. 21 bis Nro. 62, mit weisser Tinte bezeichnen. Diese Päckchen verschicken sie dann, von der untersten Nummer an bis zu der höchsten, in dazu bereitete große oder kleine Packfässer fest eingeschlagen und wohlverwahrt nach Hamburg, Leipzig und Frankfurt am Main, von da dieser Zwirn weiter nach den Orten versandt wird, wo man ihn zu Spitzen und auf andere Art verarbeitet. Eben so verfährt man auch in den übrigen Niederlanden, aus welchen noch folgende Arten Zwirn kommen: als der Mecheler, welcher der schönste und

feinste unter allen Arten, und worunter einiger so zart ist, daß man den Faden kaum sehen kann; daher er auch zu den feinsten Spitzen dient. Man nennet ihn von Mecheln, dem Orte, wo man am ersten angefangen hat, ihn zu spinnen und die ersten Spitzen daraus zu machen; jetzt wird er auch an andern Orten nachgemacht und jeder superfeine Zwirn so genannt. Die Strehnen desselben sind von keiner bestimmten oder festgesetzten Anzahl Gebinde, sondern nach der Willkühr der Arbeiter mehr oder weniger, damit dessen Vertrieb im Einzelnen dadurch desto bequemer gemacht werde. Man verkauft ihn auch im Großen nach dem Pfunde, und zwar den schlechtesten ungefähr für einen Dukaten, welches hernach bis zu funfzig und mehr Dukaten das Pfund hinaufsteigt. Doch wird er auch nach der

Unze und dem Quentchen, ja zuweilen nur strehnenweise vereinzelt. Der Antwerpner Zwirn, welcher ebenfalls zum Spitzenmachen dienet, wiewohl er nicht völlig so fein, noch von solcher Güte wie der vorige ist, wird doch eben so verkauft. Der Ryßeler, welcher in Paris Espinoyer Zwirn, Fil d'Espinoy, und von den übrigen Franzosen bon Ouvrier genannt wird, steigt auch an Feinheit, indem er von Nro. 14, welcher der gröbste, bis zu Nro. 300, welcher der feinste ist, zunimmt. Jedoch steigen diese Nummern nur von zweien zu zweien, als Nro. 14, Nro. 16, Nro. 18, u. s. w. bis 300. Der Klosterzwirn, welcher einer von den feinsten Sorten ist, wird in Brabant, besonders in Ryssel, gemacht. In Berlin wird er jetzt häufig nachgemacht. Den Handschuhmacher-Zwirn, welcher ein

ziemlich feiner Zwirn ist, aber zum Handschuh-machen dienet, hat man von unterschiedlicher Dicke, und verkaufet ihn nach dem Pfunde. Ordentlich hat er nicht mehr als sechszehn Gebinde. Der Doppelzwirn, welchen man auch Flandrischen Zwirn nennet, ist dicker als der vorige, jedoch hat er einerlei Gebrauch mit ihm, wiewohl er kaum die Hälfte von dessen Gebinden, und deren selten über sieben hat. Endlich der Zwirn zum Zeichnen, welcher schön blau ist, und schon so gefärbt von Ryssel kömmt. Einige machen ihn ebenfalls von sieben, andere aber nur von vier Gebinden. Man kaufet ihn in Paketen zu zwölf Dutzenden ein, und verkaufet ihn hernach wieder Dutzendweise oder nach den Strehnen. Zu Tundern, im Schleswigschen, wird ein vortreflicher Zwirn gemacht, der die Güte

des von Ryssel und Mecheln erreicht. In Frankreich ist der Bretagner Zwirn am meisten geschätzt. Er kömmt meistentheils von Rennes, entweder weis, oder gefärbt. Man hat ihn von allerhand Farbe und mancherlei Feine, braucht ihn aber hauptsächlich nur zur Näharbeit. Er wird nach Pfunden verkauft, und in Paketen von vier Pfunden verschickt. Jedes derselben ist wiederum in vier andere Päckchen, eines von einem Pfunde, abgetheilt, welche Botten heissen. Diese Botten enthalten 32 bis 33 Strehnen, wovon eine also ungefähr eine halbe Unze wiegt. Es kömmt aber davon nicht viel nach Deutschland. In der westphälischen Grafschaft Rittberg hat man die feine Spinnerei in neuern Zeiten ungemein weit getrieben, und es wird auch da ein schöner feiner Zwirn gemacht, der häufig

versandt wird. So macht man auch in Hamburg, Dresden, Schwabach und andern Orten in Deutschland eine Menge Zwirn von allen Arten, insonderheit zum Nähen, Steppen und Stricken, und verschickt ihn häufig in andere Gegenden von Deutschland, nach der Ostsee, Polen ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flittner, Christian Gottfried,

Gynäologie, oder über Jungfrauschaft, Beyschlaf, Ehe, Liebe, Schönheit, Anmuth in 23 Bändchen

Bd.: 18 = 5. Supplement

Berlin 1801

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.M.o.2-a(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712443-0
VD18 15521036